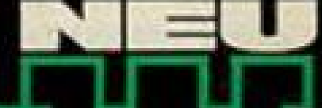
1,80 DM / Band 560
Schweiz Fr 1,80 / Österr. S 14,-



BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Der Rattenmensch

Frankreich F 8,00 / Italien L 1800 / Niederlande f 2,25 / Spanien P 150



Der Rattenmensch

John Sinclair Nr. 560

von Jason Dark

erschienen am 28.03.1989

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Der Rattenmensch

Er war schon als Kind anders gewesen!

Ohne Eltern aufwachsend, sonderte er sich von den anderen Kindern in seinem Alter ab.

Wenn die spielten, blieb er allein. Sie lachten ihn aus, machten ihre Witze über ihn und stießen ihn aus ihrer Gemeinschaft. Jeder glaubte, daß ein Junge wie er keine Spielgefährten hätte.

Alle irrten sich – sogar die Erwachsenen. Der Junge besaß durchaus Spielgefährten, nur andere: Ratten!

»George!« Carols Stimme klang leicht schrill. »Dieser Sand, George…«

»Was ist damit?«

»Er bewegt sich.«

George Richman atmete tief durch. Allmählich fand er die Bemerkungen seiner Frau nicht mehr spaßig. »Carol, bitte, es ist schon das dritte Mal, daß du mir mit diesen Schauermärchen kommst.«

»Es stimmt aber.« Wütend schleuderte die Frau ihr blondes Haar zurück, da es immer wieder in die Stirn fiel. Sie wies nach links, wo ihr Mann nicht hinsah.

Dessen Blick fiel über den See, wo die Wellen graublau und gekrönt von Schaumstreifen am Ufer ausliefen. Bald würde die Sonne sinken und das Wasser mit einem rotgoldenen Schein überziehen.

Dann sah der Plattensee aus wie eine riesige, kostbare Brosche, die eingebettet in einer hügeligen Berglandschaft lag.

George Richman liebte diese Landschaft. Vielleicht deshalb, weil einer seiner Vorfahren mütterlicherseits aus Ungarn stammte. Aus diesem Grunde waren er und seine Frau auch an den Plattensee gefahren, um Urlaub zu machen.

Carol ließ ihn nicht in Ruhe. »George, das war keine Täuschung. Ich habe es deutlich gesehen.« Ihre Stimme hatte einen hektischen, übernervösen Klang bekommen.

»Ja, der Wind.« Richman drehte sich noch immer nicht um.

»Nein, das kam von unten.« Die blonde Frau umklammerte den linken Ellbogen des Mannes. »Jetzt dreh dich um, zum Henker!«

Richman verdrehte die Augen. Um seiner Frau einen Gefallen zu erweisen, tat er es.

Die beiden befanden sich allein am Strand. Hinter den Bäumen, etwa hundert bis hundertfünfzig Meter vom See entfernt, lagen die Bungalows auf einem künstlich angeschütteten Wall. Die meisten Gäste hielten sich dort zum Essen auf. Nur das Ehepaar Richman wollte den Anblick des Sees noch genießen.

»Und dort hast du etwas gesehen, Carol?«

Sie ließ ihren Mann los und lief einige Schritte weiter. Carol trug nur rote Shorts und ein weißes T-Shirt mit ovalem Ausschnitt. Ihre Füße steckten in vorn offenen Sandalen, aus denen die rotlackierten Zehennägel wie unterschiedlich verteilte Blutstropfen hervorschauten. Mit dem rechten Fuß trat sie auf, hielt den Kopf schief und schaute zu ihrem Mann hinüber, der die Schultern hob.

»Was soll das heißen, George?«

»Ich sehe nichts.«

»Ich jetzt auch nicht. Aber schau dir die Wellen an. Hier ist unter dem Sand etwas hergekrochen.« Sie zog die kleine Nase kraus. »Ich glaube, wir sollten gehen.«

»Ach, das ist Unsinn. Ich möchte gern sehen, wie die Sonne sinkt und den See mit Gold füllt.«

»Pah, wenn es echt wäre.«

»Du hast keinen Sinn für Romantik, Carol. Man merkt, daß du an einem Computer hockst.«

»Was hat das denn damit zu tun?«

»Deine Reaktion.«

»Hör jetzt auf, verflixt. Ich habe etwas gesehen, damit basta.« Ihre Stimme klang nicht mehr so überzeugt. Carol hatte auch nichts mehr dagegen, auf ihren Mann zuzugehen und sich seinen Arm um ihre Schulter legen zu lassen.

»Vergiß den Sand, Darling. Du hast dir alles eingebildet.«

Carol gab keine Antwort, weil sie den kleinen Streit nicht noch weiter aufbauschen wollte. Dennoch war es ihr nicht möglich, in die gleiche Stimmung zu gelangen wie ihr Mann. Sie dachte stets an den sich bewegenden Sand, als hätte dieser von unten her Druck bekommen, um in Wellen auslaufen zu können.

George hatte sich sowieso auf den See konzentriert. »Diese Ruhe«, flüsterte er und streichelte die braune Haut seiner dreißigjährigen Gattin. »Sie ist einfach herrlich. Keine Hektik wie in London. Alles fließt, alles bewegt sich. Ich mag dieses Leben. Weißt du, Carol, hier könnte ich auch meinen Lebensabend nach der Pensionierung verbringen. Das wäre ein wunderschöner Traum.«

»Der auch einer bleiben soll, denn ich gehe aus England nicht weg. Ich bin dort geboren und bleibe auch da. Klar?«

»Darf ich nicht mehr träumen?«

»Doch, aber…«

George lachte, drehte sich und preßte seine Frau an sich. Bevor sie sich versah, spürte sie schon seine Lippen auf ihrem Mund und merkte, wie seine Zungenspitze sich vorschieben wollte.

Nur zu gern entspannte sie sich in den Armen ihres Mannes. Ein Gefühl, wie elektrischer Strom floß durch ihren Körper. Beide Menschen vergaßen ihre Umgebung sehr schnell.

Das war ein Fehler!

Carol hatte sich nicht getäuscht. Unter dem Sand war tatsächlich so etwas wie eine Bewegung zustande gekommen. Und diese Bewegung hatte sich fortgesetzt und war in kleinen Wellen ausgelaufen.

Nun wieder…

Diesmal jedoch kroch das, was unter der Erde gelegen hatte, hervor. Zuerst bildete es einen Hügel, der sich wegen seiner grauen Farbe vom Sand des Ufers abhob. Wer genauer hinschaute, der mußte einfach erkennen, daß es sich bei diesem Hügel nicht um Haut oder Stein handelte, sondern um Fell.

Keine Hand, eine Klaue oder Pranke, mit Krallen versetzt. Leicht

gebogen kratzten sie über den Sand.

Nicht nur an dieser Stelle floß der Sand zu kleinen Rinnsalen zusammen, auch weiter zurück. In einer Länge, die es mit der Größe eines Menschen aufnehmen konnte.

Was lauerte dort?

Noch blieb es unter der Erde, aber es buckelte sich bereits in die Höhe und stieg plötzlich, dennoch sehr leise, hervor, so daß die Richmans es weder sahen noch hörten. Sie waren viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt, küßten sich wie ein jung verliebtes Paar, hatten ihre Hände längst auf Wanderschaft gehen lassen und flüsterten sich Worte ins Ohr, die nur einem Ziel dienten.

»Laß uns gehen!« hauchte Carol. »Bitte, ich möchte in das Haus. Ich will dich dort…«

»Okay, sofort. Nur einen Blick möchte ich über den See werfen. Es muß sich bald golden färben.« George drehte seine Frau so herum, daß auch sie auf das Wasser schauen konnte.

Im Rücken besaß keiner der beiden Augen. So sahen sie auch nicht, was sich hinter ihnen tat.

Aus dem Sand war eine unheimliche Horror-Gestalt gestiegen. Ein Monstrum, eine Mischung zwischen Mensch und Ratte.

Menschlich war der Körper – der Schädel aber bestand aus einem übergroßen Rattenkopf…

***

Und niemand wollte ihr glauben!

Sie war alt, für manche schon uralt. Für einige war sie eine Hexe, für andere eine Heilige. Wie die Menschen sie auch sahen, begreifen konnten sie diese Person nicht, die ihre Herkunft selbst nicht erfaßte und aus einer gewissen Philosophie ihre Kraft zum Leben nahm.

Vor mehr als 500 Jahren war ihr Volk in das Land gekommen. Von den einen Böhmen genannt, von den anderen Ägypter, von wieder anderen als ewige Wanderer bezeichnet, weil sie den Heiland verraten hatten.

Irgendwann gab man ihnen den Namen Zigeuner. Dabei war es bis heute geblieben. Auch die alte Zigeunerin, die sich Lorri nannte und als Christin bezeichnete, war mit dieser Klassifizierung zufrieden, obwohl sie vieles wußte und auch von ihrer Schuld überzeugt war, die sie noch abzutragen hatte.

»Man wird dich irgendwann verbrennen oder fressen!« hatte ihr ein alter Priester einmal gesagt. Er war gestorben, Lorri aber lebte und wanderte von einem Ort zum anderen, obwohl sie eine eigene Hütte besaß, die sie während ihrer Wanderschaft nie abschloß, denn es traute sich keiner, die Hütte zu betreten, weil Boden, Decke und Wände vom Blut unschuldiger, getöteter Kinder verflucht waren.

So die Legende der Leute, der Lorri nicht widersprach und höchstens still in sich hineinlächelte, wenn sie ein besonders Mutiger einmal auf dieses Thema ansprach.

Lorri wußte viel, aber sie gab längst nicht ein Fünftel von dem Preis. Ihr Leben spulte sich in genauen, vom Schicksal vorgezeichneten Bahnen ab, die sie niemals verlassen würde.

Früher, an diese Zeiten konnte sie sich kaum erinnern, war ihr Haar kraus und schwarz gewesen. Das allerdings hatte sich verloren. Viele Haare waren ausgefallen, der Rest wuchs strähnig um ihren Schädel, fiel wie blaß und bleichgewordenes Lametta bis auf die Schultern. Das Gesicht bestand aus einem wahren Wurzelwerk aus Runen, Falten, Einkerbungen, kleinen Vertiefungen und Höhlen. Die gleiche Haut setzte sich an den Armen und Händen sowie auf dem gesamten Körper fort. Augen besaß sie ebenfalls. Das Strahlen der Jugend hatten sie längst verloren. Sie lagen wie zwei wäßrige Kreise inmitten der flachen Höhlen und wirkten so, als würden sie jeden Moment auslaufen.

Lorri liebte die Nacht.

Wenn die Dunkelheit das Strahlen der Sonne abgelöst hatte und das fahle Sternenlicht sein Gespinst über den Himmel wob, blühte sie auf. Dann war ihre Zeit gekommen, denn sie fühlte sich wohl unter all den Geschöpfen der Finsternis, die sich erst in der Dunkelheit bemerkbar machten und mit ihren wispernden Stimmen von all den verborgenen Schrecken erzählten, die dieses Land noch zu bieten hatte.

Vor knapp einer Woche war Lorri von einer langen Wanderschaft zurückgekehrt. Der Weg hatte sie nach Südosten geführt, an die Grenze des Landes Romania, das ebenfalls eine schaurige Geschichte hinter sich hatte. Der Vampirismus ist noch heute in den alten Wäldern und Dörfern zu finden.

Sie aber lebte in Ungarn, doch Lorri kannte kaum Unterschiede.

Eines griff in das andere über.

Sie näherte sich ihrer Hütte mit schlurfenden Schritten. Noch war die Sonne nicht gesunken. Ein sehr heißer Tag lag hinter ihr. Sie fühlte sich ausgelaugt, durstig und hungrig.

Das körperliche Wohlbefinden aber konnte warten. Wichtig war ihre Seele. Die brauchte neues Feuer, das würde sie bekommen, denn dieser Abend war für die Beschwörung wie geschaffen.

Längst hatte sie gespürt, daß etwas bereit war, sein Versteck zu verlassen und an die Oberfläche zu gelangen. Es hatte in den Tiefen der unheimlichen Schlünde für lange Zeit seinen Platz gehabt. Es hing zusammen mit dem Tod, dem Grauen, mit Blut.

Sie hatte die Menschen gewarnt, doch sie war ausgelacht oder aus den Häusern und von den Höfen geworfen worden.

Dabei wußte sie es besser, viel besser…

Vor dem alten Haus stieg der Weg an, Gras und Unkraut vermischten sich miteinander. Vogelbeerbüsche flankierten die Strecke.

Das Haus selbst wirkte wie eine Ruine oder wie die dicke Rinde der alten Buchen, die es mit ihrem breiten und ausladenden Zweigen überdeckten. Auf dem Dach wirkten die Löcher wie schiefe Höhleneingänge. Manche Schindeln waren verrutscht. Eine alte Kette, die über die Dachrinne hinweghing und an der Wasser abtropfen konnte, zeigte einen braunen Rostfilm. Die Tür hing nicht nur schief in den Angeln, sie wirkte auch wie ein verkantetes Rechteck und lag zur Wetterseite hin. Wind und Regen hatten das Holz ausgewaschen. Wenn die Natur zu sehr verrückt spielte, drangen die Wasserlachen bis ins Haus.

Interessant war der große Kamin an der Rückseite. Ein breiter Schornstein ragte über das schräge Dach hinweg. Zur Wetterseite hin zeigte er eine Schicht aus Moos.

Das war die Welt der Lorri, der alten Zigeunerin. Hier fühlte sie sich wohl. In diesen Wänden lebte sie schon seit vielen Jahren, zusammen mit einem alten Kater, dessen Fell rabenschwarz war. Er hatte Lorri kommen gehört und verließ seinen Platz auf dem Dach.

Träge stellte er sich auf und machte einen Buckel. Er lief die kurze Strecke zum Dachrand, schaute aus seinen dunkelblauen Augen in die Tiefe und stieß zur Begrüßung ein klagendes Miauen aus.

Lorri lachte krächzend, hob die Hand, der Kater kannte das Zeichen. Er sprang vor ihre Füße, ließ sich streicheln und preßte seinen Kopf gegen die Beine der alten Frau.

»Ja, du bist der Beste, Satan, du bist der Beste. Dir macht niemand etwas vor.«

Sie liebte ihren Kater, denn auf ihn konnte sie sich verlassen. Er war ihr treu, anders als die Menschen, die nur danach trachteten, ihr Böses zu tun.

Mit beiden Händen wühlte sie durch das Fell, bürstete es auch gegen den Strich. Satan fühlte sich wohl. Er rollte sich auf den Rücken, dann über den Boden.

Lorri richtete sich wieder auf.

Mittlerweile war die Sonne gesunken. Noch lag die Helligkeit des Abends über der Gegend. Nicht weit entfernt glänzte die Scheibe des Sees, für Touristen der Anziehungspunkt.

Lorri gefiel es nicht, wenn so viele Menschen kamen. Sie wollte ihre Ruhe haben, aber auch das Böse sollte nicht an die Oberfläche gelockt werden. Jahrelang hatte sie es verhindern können, jetzt war es da. Je mehr Menschen, um so größer war die Anzahl der Opfer.

Sie hustete. Manchmal hatte sie Schwierigkeiten mit ihrer Atmung.

Es ging nicht mehr so gut wie früher, auch sie war nicht unsterblich, und sie würde in den letzten Jahren ihres Lebens noch eine gewisse

Erfüllung bekommen, auch wenn sie negativer Art war.

Ins Haus ging sie nicht.

Satan begleitete sie dabei, als sie auf zwei Buchenstämme zuschritt, die sie als ihren Aussichtspunkt bezeichnete. Von dort konnte sie das Gebäude sehen, dem sie den Namen Festung gegeben hatte. Nicht zu unrecht, denn bei diesem klassizistisch anmutenden wuchtigen Bau handelte es sich tatsächlich um so etwas Ähnliches.

Vier hohe Wachtürme bildeten die Grenzen. Verbunden waren sie durch dicke, undurchdringliche Steinmauern. Scheinwerfer leuchteten in der Nacht das Gelände ab, Warnanlagen standen in ständiger Bereitschaft, um irgendwelche Unregelmäßigkeiten zu melden. Als etwas archaisch anmutende Sicherheit thronten auf den breiten Mauerkanten noch die Stacheldrahtrollen.

Ein Bau, eine Festung – ein Gefängnis!

Wer dort einmal hockte, der kam so einfach nicht hinaus. Wenigstens mußte er seine Zeit absitzen, Begnadigungen gab es nur höchst selten.

Über das Gefängnis erzählte man sich die schlimmsten Dinge. Folter, sogar Morde sollte es in früheren Jahren dort gegeben haben. Im Laufe der wechselvollen Geschichte hatte es viele Besitzer und Besatzer gegeben, die diesen Bau für ihre Zwecke hatten nutzen können. Im Zeichen des Gulasch-Kommunismus waren die Verhältnisse etwas besser geworden, so erzählte man sich.

Lorri seufzte, als sie gegen das Gemäuer schaute. Sie besaß zu dem Gefängnis eine ganz besondere Beziehung, doch darüber redete sie mit keinem Menschen. Das sollte solange wie möglich ihr Geheimnis bleiben.

Minutenlang blickte sie gegen die dunklen Mauern und auf die Wachtürme, dann drehte sie sich um und ging zum Haus zurück.

Der Kater blieb neben ihr. Manchmal miaute er. Sein Schwanz stand hoch. Ein Zeichen, daß Satan sich wohl fühlte, weil seine Herrin wieder zurückgekommen war.

Um die Tür aufzustoßen, mußte Lorri sich anstrengen. Endlich war sie offen.

Zuerst schlüpfte der Kater in den einzigen Raum, der Lorri als Wohnung, Schlafstätte und Arbeitsraum diente. In ihrer großen Zeit hatte sie Körbe geflochten, jetzt schaffte sie dies auch noch, doch es bereitete ihr immer mehr Mühe.

Durch die kleinen Fenster floß nur wenig Licht. Und wenn, dann versickerte es sehr schnell. Der graue, staubige Boden schien es regelrecht aufzusaugen.

Auch die Holzmöbel hatten längst auf den Sperrmüll gehört. Sie zeigten an verschiedenen Stellen eine grüngraue Schimmelschicht.

Auf dem harten Lehmboden lagen Holzspäne, als Schlafstätte dienten mehrere übereinandergelegte Felle.

So jedenfalls sah es in der rechten Hälfte des Raumes aus. Die linke zeigte ein anderes Bild. Sie wurde von der großen Feuerstelle eingenommen.

Unter einem Rost lag die graue Asche, vermischt mit nicht völlig verbrannten Kohlestücken.

Ein alter Eisenkessel stand auf dem Rost, bereit für das kochen irgendeiner Suppe.

Hunger verspürte die alte Zigeunerin nicht. Statt dessen nahm sie einige der neben dem Kamin aufgestapelten Holzstücke und drapierte sie so, daß ihr Feuer den Kessel anheizen konnte.

Lorri fachte die Flamme an.

Das konnte sie, da machte sie manch jungem Menschen etwas vor.

Die langen Flammenarme verteilten sich unter dem Kesselboden und heizten das rußgeschwärzte Metall an.

Lorri ging zu einem alten Regal und holte mehrere Tiegel, in denen sich gewissen Ingredienzien befanden, die sie unbedingt benötigte. Man hatte ihr bereits als Kind das Hexeneinmaleins beigebracht und nicht nur Zaubersprüche, sondern ihr auch gezeigt, welche Pflanzen eine gewisse Wirkung besaßen.

Die Pulver schimmerten verschiedenartig. Sie stellte die Tiegel ab, ging noch einmal los und holte einen verschlossenen Topf.

In ihm befand sich etwas ungemein Kostbares. Sie sprach nie mit einem Menschen über den Inhalt, sie allein wußte, was sie damit anzufangen hatte. Sehr vorsichtig hob sie den Deckel ab und nahm ein armlanges Stück Holz, das sie in den Topf hineintauchte. Sehr langsam begann sie damit, den Inhalt umzurühren.

Es sah dunkel aus, fast schwarz. Bei genauerem Hinsehen allerdings mußte derjenige erkennen, daß der Inhalt tatsächlich rot war.

Rot wie Blut…

Es war schwer und ölig. Die Zigeunerin mußte sich anstrengen, um die Masse in Bewegung setzen zu können. Sie rührte einige Male durch, damit der Inhalt dünnflüssiger wurde.

Erst nach einer Weile war sie damit zufrieden und kippte nur einige Tropfen davon in den Eisenkessel. Kaum hatte das Blut Kontakt mit dem heiß gewordenen Boden bekommen, ertönte ein Zischen.

Dann quoll Dampf über den Rand hinweg.

Auch er sah dunkel aus. Im Prinzip schwarz, aber wenn er sich verteilte, doch rötlich schimmernd.

Nun griff die Zigeunerin zu den Schalen mit den Pülverchen. Ihre gichtkrummen Finger rührten um, bevor sie etwas davon hervornahm und in das alte, kochende Blut streute.

Augenblicklich änderte sich die Farbe des Rauchs. Er schwebte bunter über die Ränder hinweg, aber die Farben selbst blieben ziemlich dunkel. Grün, Rot und Blau vermischten sich zu trägen,

zitternden Qualmfahnen.

Lorri kniete nieder. Sie tat es mit gemessenen Bewegungen, als befände sie sich in einer Kirche. Der Rauch zog nicht nur in den von innen dunkel gewordenen Abzug, er wehte auch gegen ihr Gesicht und verteilte sich um den Kessel herum.

Lorri öffnete den Mund. Der Qualm drang über die Lippen hinweg in den Mund hinein und wurde von ihr verschluckt. Daß er stank, störte sie nicht. Sie trank ihn förmlich und spürte, wie er sich in ihrem Körper ausbreitete.

Das *andere* Gefühl überkam sie.

Lorri bezeichnete es schon seit langem als das andere Gefühl. Es veränderte sie völlig. Zunächst hatte sie gemeint, ihre Jugend würde zurückkehren. Sie fühlte sich wieder stark und prall gefüllt mit der vergangenen Spannkraft. Die Haut schien sich zu glätten, das Blut rann schneller durch die Adern, und die Gedanken bekamen Freiräume, die sie längst vergessen hatte.

Noch etwas anderes kam hinzu. Lorri vergaß nach einer Weile Raum und Zeit. Zwar kniete sie nach wie vor noch in ihrer Hütte, sie selbst allerdings bekam den Eindruck, als wären Kräfte dabei, sie wegzutragen. Hinein in eine andere Welt, in die Ebene, wo Raum und Zeit ihre Bedeutung verloren hatten, wo die Grenzenlosigkeit begann und den Blick für Dinge öffnete, die jenseits des normalen lagen.

Im Kessel brodelte, zischte und dampfte es. Da waren verschiedene Extrakte zusammengekommen, angereichert durch dunkles, altes Blut, das seinen scharfen Geruch in den der anderen Zutaten mischte.

Lorri fühlte sich wunderbar. Die alte Zeit war zurückgekehrt. Sie kniete, sie lächelte. Ihre sonst müde blickenden Augen hatten einen fast strahlenden Glanz bekommen. Der Widerschein des Feuers zuckte ebenfalls über ihre Gestalt und gab ihr etwas Phantomhaftes.

Und sie sah…

Es war genau die Sekunde, die sie benötigte, um den letzten Rest der Grenzen überwinden zu können. Im aus dem Topf strömenden Rauch zeichnete sich ein Bild ab. Zuerst war es nicht genau zu erkennen. Dann sah man einen Mann.

Er wirkte alterslos mit seiner schlanken Gestalt, der etwas dunklen Haut, die urplötzlich einen anderen Schimmer bekam. Sie wurde grau und unansehnlich.

Der Mann riß den Mund auf. Es geschah blitzschnell. Der Mund blieb wie zu einem stummen Schrei geöffnet, während gleichzeitig die graue Farbe in seinem Gesicht zunahm.

Farbe, Haut, Fell!

Alles vermischte sich, und der Rauch quoll dick und stoßweise aus dem Topf.

Das Bild verschwand…

Lorri, die alte Zigeunerin, stöhnte auf. Sie schwankte, als hätte sie jemand angestoßen.

Wie ein Pendel glitt sie von einer Seite auf die andere, bis der Schwung so stark wurde, daß sie sich nicht mehr auf den Beinen halten konnte und nach rechts wegkippte.

Schwer fiel sie auf den kalten Boden.

Aus dem Topf drangen die Rauchfahnen spärlicher: nur mehr zitternde Reste, fade Schleier, die irgendwann völlig verschwanden, so daß nichts mehr zurückblieb.

Das aber sah Lorri nicht mehr. Sie lag da, atmete schwer, und nur der Kater kam zu ihr, drückte seinen Kopf gegen ihren Nacken und miaute leise.

Dieses Geräusch riß Lorri wieder zurück in die Gegenwart. Sie hob mit einer müden Bewegung die Hand, streichelte das Fell auf dem Rücken des Tieres und flüsterte: »Es ist soweit. Es läßt sich nicht aufhalten. Der Fluch hat sich erfüllt…«

Mehr konnte sie nicht sagen.

Nur der Kater miaute klagend…

***

Meine Güte, war das ein Wetter!

Da konnte man nur den Kopf schütteln, im Bett bleiben, sich im Haus verkriechen und die Adventskerze anzünden, vorausgesetzt, man hatte sich einen Kranz gekauft, was ich nicht getan hatte, weil mir die Zeit dazu fehlte.

Ein Sonntag mit Sturm, Regen, ziemlich warmen Temperaturen, einfach grauenhaft.

Ich war an diesem Morgen so gut wie überhaupt nicht aus dem Bett gekommen. Erst gegen elf Uhr hatte ich mich hinausgewälzt, mir Zeit mit dem Duschen und anziehen gelassen, war nach nebenan gegangen, wo Suko wohnte, und hatte ihn bedauert. Aber das tat er selbst genug. Der Arzt hatte ihm einige Tage Bettruhe verordnet, denn seine Fleischwunde am linken Bein, genau in Höhe der Wade, hatte sich entzündet. Da Suko nicht ins Krankenhaus wollte, mußte er das Bett hüten. Das hatte er fest versprechen müssen.

Als ich kam, lag er nicht, sondern hockte in einem Sessel, das verletzte Bein hochgelegt.

»Du hast es gut«, sagte er zur Begrüßung. »Nie wieder prügele ich mich auf einem Geisterschiff mit irgendwelchen Zombie-Piraten herum, das verspreche ich dir.« Er spielte damit auf unseren letzten Fall an, der uns nach Cornwall und zum Käpt’n Sensenmann geführt hatte, der dieses Geisterschiff befehligte.[1]

»Du mußt es eben noch lernen, richtig zu fechten, Alter. Am besten ist es, wenn du mal einen Kurs mitmachst.«

»Ha, ha, darf ich mal lachen?«
»Hast du schon was gegessen?«
»Klar.«
»Was denn?«
»Kraftfutter«, erwiderte Suko, »auch Müsli genannt. Das schmeckt wahnsinnig gut. Willst du auch was?«
»Vielleicht später. Ich haue mir zwei bis drei Eier in die Pfanne.«
Suko schielte mich von unten her an. »Hast du an diesem schönen Sonntag noch etwas vor?«
»Man weiß ja nie, was kommt.«
»Bei dem Wetter hat keiner Lust.« Suko deutete auf die Fenster scheibe. Von außen her hämmerte der Wind die langen Regenschleier dagegen. Das Prasseln hörte sich an, als wäre ein Drummer dabei, auf seinem Instrument zu trommeln.
»Sollen wir eine Partie Schach spielen?«
Suko schüttelte den Kopf. »Lieber Halma.«
»Das mag ich nicht.«
»Wieso nicht?«
»Weil es beim Halma keinen Elfmeter gibt.«
Mein Freund winkte ab. »Du bist ein Scherzkeks. Aber den richtigen Bock hast du auch nicht.«
»Genau.«
»Du kannst ja in den Pub gehen.«
»Dann ist der Tag hin.« Ich sah, daß Suko gähnte. »Sag nur, du bist müde.«
»Leider. Ich habe in der letzten Nacht schlecht geschlafen. Das Bein, weißt du?« Er deutete auf seine verbundene Wade, die ein weißer Verband zierte, der sehr stramm saß.
»Ich schaue am Abend noch mal vorbei.«
»Okay, John, und viel Spaß.«
»Wobei?«
»Weiß ich doch nicht.«
Achselzuckend verließ ich die Wohnung meines Freundes, ging in meine Küche und schlug zwei Eier in die Pfanne. Speck hatte ich keinen mehr, dafür Hunger. Mit einer Schnitte Brot zusammen verputzte ich die Eier, trank zwei Tassen Kaffee und starrte ansonsten vor mich hin. Dabei lauschte ich dem Regen, der einfach nicht aufhören wollte.
London ertrank im Regenwasser!
Eine Viertelstunde später schaute ich mir das vom Fenster aus an.
Ich seufzte, atmete gegen das Fenster und schaute zu, wie die Scheibe beschlug. An Tagen wie solchen ist man auch lustlos. Eigentlich hätte ich meine Bücher sortieren können, Zeitschriften bündeln und wegwerfen können, aber ich bekam nicht die Kurve, zu einem

Container zu gehen, der das Zeug auch schluckte.

Einen Blick in die Glotze wollte ich werfen. Schon das erste Bild widerte mich an. Da lief ein Film über ein Sonnenparadies in der Südsee. Lachende, braungebrannte Menschen, die surften, am Strand lagen, schwammen, Drinks schlürften und ansonsten nichts taten.

Ich tat nur eines, schaltete die Glotze aus, blieb im Sessel hocken und starrte gegen die Wand.

Auch nicht lange, denn ich schlief rasch ein. Tage wie diese waren auch gut, um sich zu erholen, und so etwas braucht der Körper einfach. Wie lange ich geschlafen hatte, wußte ich nicht, jedenfalls schreckte mich die Wohnungsklingel auf.

Ich fuhr hoch, schaute automatisch zum Fenster und sah, daß es noch immer regnete.

Gene Kelly hatte vor Jahren den Song »Singing in the Rain« intoniert, mir war nicht nach Singen zumute, ich sinnierte darüber nach, wer mich an einem derart trüben Nachmittag – so spät war es mittlerweile geworden – besuchen wollte.

Nach dem dritten Klingeln hatte ich die Gegensprechanlage in der Diele erreicht.

»Ja bitte.«

»Endlich«, hörte ich eine mir bekannte Frauenstimme. »Ich befürchtete schon, den Weg umsonst gemacht zu haben.«

»Du – Glenda?«

»Ja.« Sie räusperte sich. »Stört es dich? Wenn ja, kann ich wieder fahren.«

»Warum sollte mich das stören?«

»Deine Stimme hörte sich so an.«

»Unsinn.«

»Öffne, ich will dir etwas bringen.«

»Was denn?«

»Das zeige ich dir oben.« Ich hörte noch ein Knacken im Lautsprecher, dann nichts mehr.

Über meine Lippen flog ein Lächeln. Jetzt sah der Tag schon ganz anders aus. Zwar regnete es auch weiterhin, aber die Wolken kamen mir längst nicht mehr so grau vor.

Glenda brachte Sonne in das Grau. Sie war der Aufheller, und wenn sie mich an einem Sonntag besuchte, wobei sie sicherlich nichts dienstliches von mir wollte, konnten die nächsten Stunden verdammt interessant für uns werden.

Ich ging auf den Flur, um den Lift zu erwarten. Es dauerte nicht lange, als sich die Türen zurückschoben und Glenda aus der Kabine trat. Ihr heller Regenmantel stand offen, auf den Schultern perlten Wassertropfen, das dunkle Haar wehte wie Rauschgold um ihren Kopf, nur eben schwarz. Auf beiden Händen trug sie einen runden

Gegenstand. Er war verpackt.

An ihren Ohrläppchen schaukelten Modeschmuck-Ringe. Sie strahlte mich an. »Willst du mich nicht hereinlassen?«

»Aber sicher doch.«

Glenda Perkins kannte sich aus und betrat die Wohnung, als würde sie selbst hier leben. Mit forschen Schritten ging sie durch bis ins Wohnzimmer.

Ich kam später und hörte sie sagen. »Das habe ich mir doch gedacht!«

»Was hast du dir gedacht?«

Sie drehte sich um. Dabei knisterte Papier. »Daß du keinen Adventskranz hast.«

»Ausgerechnet ich.«

»Der gehört dazu. Ich finde es einfach toll. Der Brauch kommt aus Germany. Ein Kranz aus Tannenzweigen, auf dem vier Kerzen stehen. Ist mal was anderes.«

Mir gefiel er. Er sah nicht einmal kitschig aus. Die Kerzen waren weiß und dick. Ebenso weiß schimmerten auch die vier Schleifen, die zwischen den Kerzen den Kranz auflockerten.

»Na?«

»Nicht schlecht, Herr Specht.«

Glenda rümpfte die Nase. »So etwas konnte auch nur von dir kommen.« Sie schaute sich um. »Soll ich wieder gehen, oder was?«

»Nein, nein, bitte nicht.«

»Dann hilf mir aus dem Mantel, Stoffel.«

»Ach ja.« Ich seufzte. »Immer diese emanzipierten Frauen. Das kann einem schon auf den Geist gehen.«

Ich brachte den Mantel in die Diele. Glenda hatte inzwischen Platz genommen und die schwarzbestrumpften Beine übereinandergeschlagen, was bei ihrem roten Minirock ungemein stark wirkte. Der Pullover war ebenfalls schwarz und besaß den modernen, kurzen Schnitt. Sein Material bestand aus weichem Kaschmir, das der Haut ungemein schmeichelte.

Mein Blick fiel wieder auf die Beine. Glenda hatte nicht nur einfach Strümpfe übergestreift, diese Nylons besaßen raffinierte Applikationen in Form kleiner, überall verteilter Herzen.

»Was starrst du so?«

»Neue Strümpfe?«

»Ja, die habe ich mir gestern gekauft. Mitten im Weihnachtstrubel.« Sie schlug gegen ihre Stirn. »Meine Güte, war das ein Horror. Vor lauter Menschen habe ich das Pflaster schon nicht mehr sehen können.«

»Was möchtest du denn trinken?«

»Einen Wein?«

Ich nickte ihr zu. »Ja, den habe ich noch.«

»Aber einen trockenen.«

»Sicher, sogar aus Frankreich, Sancerre.«

»Klasse.«

Ich öffnete die Flasche in der Küche. Als ich mit ihr und zwei Gläsern zurückkehrte, hatte Glenda bereits den Docht einer Kerze angezündet. Die Flamme brannte ruhig und verbreitete einen gemütlichen Schein. Ich hatte erst Licht machen wollen, doch meine Hand rutschte am Schalter ab.

Ich schenkte ein. Wir prosteten uns zu und ließen in der nächsten Zeit die Seele baumeln.

Wir sprachen über alles mögliche, nur nicht über den Dienst. Der Wein gehörte nicht gerade zu den schwachen, aber er machte schwach, das sah ich bei Glenda. Ihre Augen hatten einen verhangen wirkenden Blick bekommen.

Draußen regnete es nicht mehr. Dafür fegte ein orkanartiger Wind über London hinweg, allmählich zog auch die Dämmerung herauf.

Wir ließen trotzdem nur die eine Kerze brennen, dessen manchmal flackerndes Licht Muster gegen unsere Gesichter warf und die Züge aufweichte. Glenda hatte längst die Beine hochgelegt. Sie lachte plötzlich auf.

»Was ist mit dir?«

»John…« Wieder lachte sie, hielt die Handfläche vor ihre Lippen und zog sie wieder zurück. »Ich glaube, ich bin nicht mehr ganz nüchtern.«

Ich schenkte noch einmal nach und leerte die Flasche. »Das habe ich gesehen.«

»Woran?«

»Nur so.«

Sie reckte sich und fuhr mit den Händen durch ihr Haar. »Dann« fragte sie: »Wie lange ist es her, daß wir beide allein gewesen sind?«

»Sehr lange.«

»Zu lange?«

Sie hob die Schultern. »Wahrscheinlich. Ich will dir eines sagen: Ich kann nicht mehr fahren.«

»Tja«, meinte ich, »was machen wir denn da?«

»Ich müßte hier übernachten.«

»Ob ich das riskieren kann?«

Sie lachte. »Wir können es ja versuchen.« Glenda schleuderte ihre Schuhe von den Füßen.

Ich stand auf.

Glenda wußte, was folgte. Sie stellte das Glas weg und bewegte sich unruhig im Sessel. Als ich mich zu ihr hinabbeugte, umfaßte sie schon meinen Hals. Ihre Handfläche war warm. Sie zog mich zu sich herunter, ihr Mund war leicht geöffnet.

Unsere Lippen fanden sich zu einem hungrigen Kuß. Ich schmeckte

noch den kühlen Wein auf ihrer Zunge. Sie streichelte mich, ich streichelte sie und meine Hände fuhren automatisch unter ihren Pullover, wo sie über warme Haut strichen.

Glenda liebte es tatsächlich, den feinen Kaschmir auf ihrer Haut zu spüren, denn sie trug nichts darunter. Als ich ihre Brustwarzen streichelte, bekam sie eine Gänsehaut. Ihr Flüstern klang an meinem Ohr wie eine geheimnisvolle Botschaft. »John, weißt du, was du da tust?«

»Sehr genau sogar.«

»Dann mach weiter, bitte.«

Wie gern hätte ich das getan, doch dazu kam es nicht mehr. Wieder war es die Türklingel, die uns aus unseren Träumen und der Umarmung riß.

»Laß es schellen, John – bitte…«

Das wollte ich auch, doch die Stimmung war dahin. Irgendwie hörte sich das Geräusch aggressiv an. Ich konnte nicht anders und mußte mich von Glenda lösen.

»Wenn das Suko ist, bekommt er einen Satz heißer Ohren von mir!« versprach ich.

»Und von mir ebenfalls.«

An Sukos Besuch glaubte ich nicht. Das mußte ein anderer Gast sein. Ich meldete mich über die Sprechanlage und vernahm abermals eine mir bekannte Stimme. Leider war es nicht die einer Frau, und die Worte klangen ziemlich hart.

»Da haben Sie sich ja doch gemeldet, John. Waren Sie eingeschlafen?«

Ich verdrehte die Augen. »Beinahe, Sir.«

»Gut. Kommen Sie runter.«

»Jetzt?«

»Was sonst? Nicht erst morgen.«

»Und worum geht es, Sir?«

»Das werde ich Ihnen erklären. Tut mir leid, daß ich Sie und Glenda gestört habe. Aber Dienst ist Dienst… das kennen Sie ja.«

»Natürlich.«

Glenda stand hinter mir. Sie schüttelte leicht den Kopf. »War das Sir James?«

»Wer hätte uns sonst schon stören können? Außerdem wußte er, daß du bei mir bist.«

Glenda bekam große Augen. »Ich habe ihm nichts gesagt. Vielleicht hat er meinen Wagen gesehen, der mit seinen Argusaugen.«

»Man sollte ihm wirklich die Brille klauen.«

»Was wollte er denn?«

»Mit mir sprechen, aber frag mich nicht, worüber. Das weiß ich selbst nicht. Er tat ziemlich geheimnisvoll.«

»Dann ist es eine heiße Sache, die keinen Aufschub duldet.«

»Das fürchte ich auch.«

Ich zog meine Schuhe an und nahm auch die braune Hausjacke vom Haken. »Bis gleich.«

»Okay, ich warte.« Glenda hauchte mir einen Kuß zu.

Im Flur und auch im Lift fing ich an zu frieren. Alles kam mir so kalt vor. Ich war durch das Klingeln brutal aus dem Zauber der Stimmung herausgerissen worden und fuhr nun wieder der Kälte des Alltags entgegen, obwohl eigentlich Sonntag war.

Als ich unten ausstieg, stand Sir James im Flur. Er trug einen blauen Mantel. Auf seinem Kopf saß die Melone, die Krücke eines Regenschirms hing über seinem linken Arm.

»Sie sehen leicht erhitzt aus, John!« stellte er fest.

»Noch, Sir. Wie ich Sie kenne, wird sich das bald abkühlen.«

»Das ist möglich. Kommen Sie.«

»Wohin?«

»Nicht weit.«

Ich war gespannt. Sir James hatte nicht gelogen. Wir brauchten tatsächlich nicht weit zu gehen, denn eine schwarze Volvo-Limousine parkte so, daß sie nicht zu übersehen war. Der Wagen bot im Fond drei Personen bequem Platz. Vorn saß nur der Fahrer und schaute stur durch die Scheibe.

Das Fahrzeug war ein Diplomatenwagen. Ich erkannte es am Nummernschild. Ich stieg zuerst ein und sah einen Mann, der mir zunickte. Er roch nach einem starken Herrenparfüm, hatte das dunkle Haar glatt zurückgekämmt und trug einen dichten Oberlippenbart.

Sir James stellte uns vor. »Darf ich bekannt machen? Das ist Mr. Körety.«

»Angenehm, Sinclair.«

»Mr. Körety ist im geheimen Auftrag unterwegs. Sie, John, werden nach Ungarn reisen und versuchen, einen Fall aufzuklären, der dort einigen Leuten Probleme bereitet…«

***

Da hatte ich den Salat!

Von wegen ruhiger Sonntag und Alleinsein mit Glenda Perkins.

Das alles konnte ich mir abschminken. Ungarn, vielleicht Budapest, die Pußta, Zigeunermusik – diese Begriffe schossen mir durch den Kopf, als ich zwischen den beiden Männern hockte.

»Sie sagen nichts, John.«

»Ich denke nach.«

Links neben mir saß der Ungar. »Das kann ich verstehen, Mr. Sinclair. Unser Kontakt ist auch etwas ungewöhnlich, aber er soll nicht an die große Glocke gehängt werden.«

Ich wollte sofort zum Thema kommen. »Worum geht es?«

»Das kann ich Ihnen zeigen, John.« Sir James griff in die Manteltasche und holte einen Umschlag hervor. Aus ihm fielen, als er ihn drehte, mehrere Fotos. »Schauen Sie sich diese Bilder an und geben Sie dann einen Kommentar ab.«

Es waren drei Bilder. Der Ungar schaltete die Innenbeleuchtung ein, damit ich mir die Fotos anschauen konnte.

Schon beim ersten Blick war mein Gesicht hart geworden. Was diese drei Bilder zeigten, war einfach scheußlich. Ich spürte, wie mir der kalte Schweiß ausbrach. Daß die beiden Toten Mann und Frau waren, das konnte ich gerade noch erkennen, ansonsten hätte ich die Aufnahmen am liebsten aus dem Fenster geworfen.

Sir James bemerkte meinen Widerwillen. »Sehen Sie nur hin, John!« forderte er mich mit leiser Stimme auf. »Sehen Sie nur genau hin. Die habe ich Ihnen nicht zum Spaß mitgebracht.«

»Ja, ich weiß.« Während ich noch schaute, gab Sir James einige Erklärungen ab.

»Die beiden waren ein Ehepaar. Landsleute von uns. Sie stammten aus London und verbrachten Ihren Urlaub am Plattensee in Ungarn. Sie wurden am Strand überfallen…«

»Wer hat das getan? Welch eine Bestie zeigte sich dafür verantwortlich?«

Mr. Körety gab die Antwort. »Zunächst haben wir auf Wölfe getippt.«

»Das hätte ich auch«, sagte ich schnell.

»Aber das stimmte nicht. Ein Arzt hat die Opfer sehr genau untersucht und festgestellt, daß sie nicht von Wölfen getötet worden waren, sondern von anderen Tieren.« Sir James legte eine Kunstpause ein, weil er meinen fragenden und skeptischen Blick sah.

Der Ungar antwortete. »Von Ratten!«

Ich schluckte wieder, strich über mein Gesicht und wiederholte.

»Sagten Sie, von Ratten?«

»Genau, Mr. Sinclair!«

Ich selbst bezeichnete mich als einen Tierfreund. Ich mochte Katzen, Hunde, Vögel, eigentlich alles, bis auf Ratten.

Ich möchte allerdings gleichzeitig hinzufügen, daß auch diese Tiere ihre Existenzberechtigung haben, nur hatte ich schon zu oft mit ihnen zu tun gehabt, nicht zuletzt mit einer Rattenkönigin, die in einem indischen Tempel ihr Reich aufgebaut hatte.

Während ich über die Ratten und meine Aversion gegen sie nachdachte, ließ ich meinen Blick immer wieder über die Fotos fliegen.

»Wie viele Ratten waren nötig, um die beiden Menschen dermaßen zuzurichten?« fragte ich leise.

»Wahrscheinlich nur eine!«

Ich schaute den Ungar an. Der Mann lachte kratzig, als er meinen Gesichtsausdruck sah. »Staunen Sie nicht, Mr. Sinclair, aber das entspricht den Tatsachen, wenn ich den Ärzten glauben darf. Eine Ratte muß die beiden getötet haben.«

Ich schaltete schnell. »Wie groß war sie dann?«

»Das ist unser Problem, Mr. Sinclair. Die Mediziner gehen davon aus, daß sie zumindest die Größe eines Menschen gehabt haben muß.«

»Und damit wären Sie gefordert, John.«

Ich ließ die Fotos sinken. »Geht es darum, weil die beiden Engländer sind?«

»Nicht nur«, antwortete Sir James. »Es sind leider nicht die einzigen Opfer. Im August fiel das Ehepaar aus London den Ratten zum Opfer. Inzwischen haben wir Dezember. In der Zwischenzeit haben wir fünf weitere Tote zu beklagen, insgesamt also sieben Opfer. Es wird höchste Zeit, daß dieser Bestie das Handwerk gelegt wird.«

»Man muß sie vernichten«, fügte Körety hinzu.

Ich wandte mich an ihn. »Gibt es Spuren?«

»Ja und nein, Mr. Sinclair. Ich will mal so anfangen. Auch unser Land gehört zu denen, wo Legenden blühen, wo alte Geschichten Wahrheit werden, wo die Menschen eng mit der Vergangenheit und deren Rätsel vertraut sind. Man glaubt an gewisse Dinge, man lebt mit ihnen, man ist mit ihnen vertraut, man schiebt sie nicht weg. Muß ich Ihnen etwas über die Zigeunermagie erzählen?«

»Das brauchen Sie nicht.«

»Sehen Sie. Man bildete eine Sonderkommission. Die Mitglieder dieser Kommission haben herausgefunden, daß in der Nähe der Tatorte eine Frau existiert, die mehr weiß. Eine uralte Zigeunerin.«

»Was hat sie gesagt?«

»Nichts Konkretes. Das ist es ja. Sie hat darauf hingewiesen, daß die Gefahr von einem einzigen Ort ausgeht. Von einem Gebäude, einem nicht alltäglichen Haus.«

»Sie machen es aber spannend, Mr. Körety.«

»Nun ja, es ist auch nicht einfach. Ich will es Ihnen sagen, Mr. Sinclair. Dieses Haus, von dem ich bisher nur verschwommen geredet habe, ist ein Gefängnis nahe des Sees. Eine alte Festung mit dicken, ausbruchsicheren Mauern…«

»Moment mal. Wenn Sie dermaßen davon überzeugt sind, daß wir es mit ausbruchsicheren Mauern zu tun haben, dann ist es fast unmöglich, daß der oder die Killer aus dem Gefängnis gekommen sind.«

»Für uns ja. Es bleibt die Aussage der alten Lorri.«

»Ist das die Zigeunerin?«

Körety nickte. »Sie war der Meinung, daß die Mauern Unheil bergen und es von Zeit zu Zeit entlassen.«

»Ratten kommen überall durch«, murmelte ich.

»Das haben wir uns auch gesagt. Dem wiederum stehen die Aussagen der Ärzte gegenüber. Die Ratte muß menschengroß gewesen sein. Was würden Sie daraus schließen, Mr. Sinclair?«

»Daß der Killer im Zuchthaus sitzt und es schafft, sich in eine Ratte oder ein Rattenmonster zu verwandeln.«

Körety schwitzte. Mit der Handfläche putzte er den Schweiß weg.

»So haben wir auch gefolgert. Ich darf gar nicht daran denken, daß so etwas geschehen ist. Wir stehen auf dem Trockenen. Sie sind nicht zum erstenmal in Ungarn gewesen. Wir setzen Hoffnungen auf Sie. Schon manches Mal haben Sie die Grenzen zwischen Ost und West durchlässig werden lassen. Versuchen Sie es auch in diesem Fall.«

Ich hob die Schultern. »Hat man denn einen Verdacht? Wenn diese Zigeunerin Bescheid weiß, konnte sie dann keine Namen nennen?«

»Sie wollte wohl nicht, hat aber Andeutungen gemacht.«

»Welcher Art?«

»Daß der Mörder zu denen gehören muß, die wohl kaum die Freiheit mehr wiedersehen werden. Er ist also wegen eines schweren Verbrechens eingelocht worden.«

»Da gibt es bestimmt viele.«

»So viele auch wieder nicht. Eigentlich kommen nur zwei Menschen in Frage. Ein gewisser Benesch, aber der fällt aus. Er liegt seit Wochen auf der Krankenstation, weil er Nägel geschluckt hat…«

»Und der zweite?«

»Heißt Janos Torday.«

»Weshalb sitzt er?«

»Ein mehrfacher Mörder. Man konnte ihm alles beweisen. Er hat nie ein Geständnis abgelegt. Er ist eine seltsame Figur. Keiner weiß, wo er herkommt. Die einen meinen, er stammt aus Rumänien, andere wiederum halten ihn für einen Böhmen. Wenn man ihn fragt, schweigt er sich zumeist aus.«

»Den haben Sie also in Verdacht?«

»Auf Grund der Aussage dieser Zigeunerin. Sie hat den Namen nicht erwähnt, wir verlassen uns da auf die Spur, die sie gelegt hat. Sie sprach von Schwarzer Magie, von den Zeiten des Schreckens, wo sich Menschen in Bestien verwandeln können, denn die Unterschiede zwischen Mensch und Tier verschwimmen allmählich.«

Ich nickte. »Wenn ich Sie richtig verstanden habe und den Faden jetzt weiterspinne, soll ich mich also um diesen Janos Torday kümmern.«

»So ist es.«

Ich hörte, daß sich Sir James räusperte. Wahrscheinlich dachte er über das gleiche Problem nach wie ich. »Wenn Sie nicht wollen, John, wir können Sie nicht zwingen. Sie wissen, was Ihnen bevorsteht?«

»Natürlich. Ich müßte in das Zuchthaus.«
»So ist es!«
Die beiden Männer ließen mir Zeit zum Nachdenken. Das Innere eines Zuchthauses war mir nicht neu. Vor Jahren hatte ich mal in Dartmoor eingesessen, aber in einem Gefängnis hinter dem Eisernen Vorhang, das wäre eine absolute Premiere gewesen. Ich stellte mich innerlich dagegen ein. Wenn ich als Fremder in einer solchen Zelle hockte, konnte ich leicht vergessen werden.
Andererseits dachte ich auch an die beiden Toten auf den Bildern.
Sie hatten furchtbar ausgesehen. Der Bestie, die das getan hatte, mußte einfach das Handwerk gelegt werden. Was ich dazu beitragen konnte, das wollte ich tun.
»Ich weiß, John«, sagte Sir James und legte mir seine Hand auf den Unterarm. »Die Entscheidung fällt nicht leicht. Ich kann Sie auch nicht zwingen. Überlegen Sie deshalb genau.«
»Das sowieso, Sir.«
»Es ist von unserer Seite einiges vorbereitet worden«, erklärte der Ungar.
»Und was?«
»Wir haben den Direktor des Zuchthauses schon eingeweiht. Ansonsten weiß niemand Bescheid.«
»Und weshalb würden Sie mich einbuchten? Doch nicht wegen Mordes oder Totschlag?«
»Das auf keinen Fall. Sie kämen wegen eines Delikts hinter Gitter, das ziemlich häufig auftritt. Devisenschmuggel. Da sind bei uns die Strafen sehr hart.«
»Das ist mir bekannt.«
»Haben Sie sich schon entschieden?«
Ich schaute schräg nach vorn durch die linke Fensterscheibe des Fahrers. Es hatte wieder angefangen zu regnen. Mir schien es, als würde sich der Himmel über mein Schicksal beklagen.
»Ich weiß, daß wir Sie damit überrascht haben, Mr. Sinclair. Ich jedenfalls könnte mich nicht so schnell entscheiden. Sollen wir Ihnen bis morgen Bedenkzeit geben?«
»Nein! Ich habe mich schon entschieden.«
»Darf ich fragen, wie?«
»Ich werde es machen!«
Mr. Körety atmete schnaufend aus, ebenso Sir James. »Ich wußte es«, sagte der Superintendent leise. »Bedenken Sie noch, daß Sie völlig allein auf sich gestellt sind.«
»Das ist mir klar.«
»Gern würde ich Ihnen Suko an die Seite geben, leider fällt er noch für eine Woche aus.«
»Ich werde es schon packen. Daß es Schwierigkeiten und zahlreiche

Hindernisse geben wird, ist mir klar. Eines der größten wird sein, die Beretta mit in die Zelle zu schmuggeln. Ich möchte das Zuchthaus nicht waffenlos betreten.«

»Das regeln wir«, sagte der Ungar.

»Komme ich mit dem Verdächtigen in eine Zelle?«

»Wir könnten es arrangieren.«

Ich nickte. »Das wäre mir am liebsten.«

»Es ist auch am gefährlichsten.«

Ich hob die Schultern. »Wenn ich über die Straße laufe, ist es auch gefährlich. Wann soll ich fliegen?«

»So rasch wie möglich«, antwortete der Ungar. »Das Ticket liegt bereit.«

»Danke.«

Körety reichte mir die Hand und hielt sie fest. »Sollten Sie es tatsächlich schaffen, das Grauen zu stoppen, bekommen Sie bestimmt den höchsten Orden, den es in unserem Land gibt. Dann haben Sie einen Freifahrtschein für Ungarn.«

»Der Schein reicht mir. Den Orden können Sie sich sparen. Ich bin kein Freund davon.«

»Wie Sie meinen.«

»Dann lassen Sie mich mal aussteigen. Ich möchte mich noch von jemandem verabschieden.«

»Ich begleite Sie«, sagte Sir James. Er kletterte vor mir aus dem Fahrzeug.

Geduckt lief ich auf den Hauseingang zu. Sir James folgte mir langsamer, mit aufgespanntem Schirm. Sein Gesicht wirkte nicht allein wegen des Wetters grau, er sorgte sich um mich, das war ihm anzusehen.

»Sie haben es sich gut überlegt?« fragte er noch einmal.

»Was man eben gut nennt. Viel ändern kann ich nicht, Sir. Aber ich brauche mir nur die Fotos in Erinnerung zu rufen, um zu wissen, daß dieser Bestie das Handwerk gelegt werden muß. Sollte es sich tatsächlich um ein Rattenmonster handeln, dann bin ich einfach verpflichtet, es zu stoppen. Wer sonst sollte es können?«

»Stimmt auch wieder.«

»Sonst noch etwas, Sir?«

»Ja, John. Kommen Sie gesund zurück. Ich bitte Sie inständig darum.«

»Ich werde sehen, was sich machen läßt.« Wir reichten uns die Hände, dann ging mein Chef. Er stieg in den Volvo. Sacht rollte der Wagen an und verschwand in den grauen Regenschleiern.

Sehr nachdenklich schritt ich durch die Halle. Auch der Portier sprach mich nicht an. Er mußte an meinem Gesicht erkannt haben, daß ich Probleme wälzte.

Ich fuhr hoch und fand Glenda im Wohnraum. Sie sah mir ins Gesicht, ich erwiderte den Blick, dann folgte ihre Frage: »Der Abend ist hin, nicht wahr?«

»So ähnlich.«

»Wie ist es gelaufen?«

»Ich muß nach Ungarn.«

Glenda gab keine Antwort, sie starrte mich nur an. Sie fragte nicht nach den Gründen, die erklärte ich ihr in Stichworten. Glenda gehörte zu den verschwiegenen Personen, aus ihrem Mund würde kein Wort dringen, dessen war ich mir sicher.

»Hast du Angst, John?«

»Wenn ich ehrlich bin – ja.«

»Das hätte ich auch.« Sie legte mir beide Hände auf die Schultern.

Daß wir unser Liebesspiel nicht mehr fortführten, verstand sich von selbst. Ich war dazu nicht mehr in der Lage. Die schrecklichen Bilder, die ich gesehen hatte, konnte ich einfach nicht mehr aus dem Gedächtnis löschen. Glenda wäre die letzte gewesen, die kein Verständnis dafür gezeigt hätte…

***

Die Zelle war etwas größer als die Verliese, in denen die Häftlinge allein hockten. Dennoch waren die Wände ebenso groß, das Fenster klein, quadratisch und vergittert. Eine Toilette ohne Deckel befand sich neben der Tür.

Die Seite, die mir gehörte, zeigte nichts Persönliches. Wo mein Mitgefangener lag, sah ich vergilbte Poster an den Wänden. Auf dem kleinen Tisch neben dem Bett stand das Geschirr, lag ein Besteck und ein verstaubtes Buch.

Vielleicht fiel am Morgen oder am Mittag das Licht durch das Fenster. Am frühen Abend jedoch war es draußen bereits dunkel.

Allerdings strich in regelmäßigen Intervallen der Strahl eines Scheinwerfers über die Außenwand und gab etwas von seinem Widerschein an das Fenster ab, so daß ich einen huschenden Schatten sah.

Ansonsten brannte eine Glühbirne unter der Decke. Sie selbst wurde durch ein Gitter geschützt.

Die Türen bestanden aus Metall, besaßen Riegel, Schlösser, ein Guckloch und eine Klappe.

So trostlos wie die Zellen sahen auch die Gänge des Zuchthauses aus. Die dicken Mauern gaben einen feuchten, muffigen Geruch ab.

Ich glaubte nicht, daß es die Heizkörper schafften, diesen Gestank zu vertreiben oder Wärme zu bringen.

Der in unserer Zelle war zwar voll aufgedreht, wie ich durch eine Prüfung festgestellt hatte. Viel Wärme drang jedoch nicht in den

Raum.
Die Ungarn hatten alles hervorragend organisiert. Ich war in einen Gefängnistransporter gestiegen und in das Zuchthaus gebracht worden. Die übliche Prozedur des Kleiderwechsels war in einem Einzelzimmer abgelaufen, in Anwesenheit des Direktors, der dafür sorgte, daß ich meine Waffen mit in die Zelle nehmen konnte.
Beretta, Dolch und Kreuz!
Ich trug die Waffen auf der nackten Haut. Die feste, graue Drillichkleidung verbarg sie. Die Beretta hatte ich mir an der linken Innenseite des Schenkels befestigt, den Dolch an der rechten. Zwar nicht sehr bequem, aber ich würde mich daran gewöhnen.
Meinen Zellengenossen hatte ich noch nicht kennengelernt. Er war bei meiner Einlieferung im Arbeitseinsatz. Ich sollte am nächsten Tag damit auch anfangen.
Für uns war die Wäscherei vorgesehen. Besser als ein Job draußen beim Straßenbau, denn Regen und Schneeregen machten die Arbeit zu keinem Vergnügen.
Einige Wärter hatte ich schon kennengelernt. Besonders aufgefallen war mir ein Mann namens Hadek, den sie den Österreicher nannten, da sein Vater aus Wien stammte.
Hadek war der Typ Schleifer. Klein, gedrungen, aber ungemein muskulös. Dabei verschlagen und leicht sadistisch angehaucht. Auf meinem Weg in die Zelle hatte er mich mit Worten fertigzumachen versucht, denn er wußte, daß ich Deutsch verstand.
»Wir werden noch Spaß haben miteinander«, hatte er zum Abschied in seiner harten Aussprache erklärt. »Sehr viel Spaß sogar, das kann ich dir schwören. Ich mag nämlich keine Typen, die schmuggeln.«
»Und ich keine Gefängnisse.«
Er hatte gelacht und war verschwunden.
Ich hockte bereits über zwei Stunden auf der harten Pritsche und schaute gegen die gegenüberliegende Wand. Hin und wieder war auch Ungeziefer aus Spalten und Löchern gekrochen. Kleine Käfer, Spinnen oder anderes Getier, das sich in dieser Zelle außergewöhnlich wohl fühlte.
In der Nacht würden bestimmt auch Wanzen an der Decke erscheinen…
Bei dem Gedanken mußte ich mich schon kratzen.
Endlich hörte ich die harten Tritte, das Schlagen von Türen, herrisch klingende Stimmen – Geräusche, die wohl in jedem Zuchthaus der Welt gleich klangen.
Sie kamen von der Außenarbeit zurück, und ich würde bald meinen Zellenkumpan kennenlernen. Auf mich, den Mitgefangenen, war er vorbereitet worden. Das hatte mir der Zuchthausdirektor versichert.
Dennoch platzte ich fast vor Spannung. Wie würde sich dieser

Mensch verhalten? Gewalttätig oder ruhig und darauf lauernd, endlich eine Chance zu bekommen?

Wenn er tatsächlich jemand war, der sich in ein Monster verwandeln konnte, mußte ich damit rechnen, daß er einen sehr ausgeprägten Instinkt besaß und mich als Feind abqualifizierte. Ich dachte an mein Kreuz. Zwar hing es verdeckt, doch dieser Talisman strahlte etwas aus, daß gewisse Menschen spürten.

Mit der Verständigung würde es nicht viele Probleme geben, denn auch Janos Torday sprach etwas Deutsch.

Die Geräusche der zuschlagenden Türen hatten sich verstärkt. Allmählich näherte sich der Pegel meiner Zelle. Dann bekam ich mit, wie die Nebentür aufgerissen wurde. Zwei Männer stolperten in die Zelle. Einer von ihnen schrie einen Satz, den ich nicht verstand. Der andere lachte lauthals. In sein Lachen fiel das Geräusch der zuschlagenden Tür.

Endlich war meine Zelle an der Reihe.

Riegel bewegten sich schnarrend. Schlüssel drehten sich. Mit einem Ruck zog einer der Wärter die Tür nach außen. Der Uniformierte stand hinter dem Gefangenen, der den Aufpasser dank seines breiten Körperbaus fast völlig verdeckte.

Ich blieb sitzen, er stand auf der Schwelle und schaute mich kalt an.

Janos Torday war ein großer, knochiger Mann mit fahlgrauen Haaren, die durch einen Mittelscheitel derart getrennt worden waren, daß sie gleichlang in zwei Hälften nach rechts und links fielen, wobei sie mit den Spitzen die Ohren erreichten.

Zu den Haaren paßte auch die bleichgraue Haut. So sahen wohl fast alle Gefängnisinsassen aus. Über den schmalen Lippen wuchs eine kräftige Nase. Auf den ausgeprägten Jochbogen der Wangenknochen liefen die buschigen Augenbrauen aus. Die Hände erinnerten mich an kleine Schaufeln. Seine Finger waren lang und kräftig.

Langsam betrat er die Zelle. Hinter ihm schmetterte der Wärter die Tür wieder zu.

Er nahm auf dem Bett Platz, ohne mich zu beachten. Als er saß, scharrte er mit den Sohlen der dicken Schuhe. Dann sprach er. Dabei bewegte er sogar seine Mundwinkel. »Du bist der Neue?«

»Ja.«

»Wie heißt du?«

»John!«

»Ich bin Janos.«

»Hört sich fast so an wie John.«

»Was?«

»Schon gut.« Ich winkte ab.

Er schwieg wieder. Obwohl auf den Fluren noch der Lärm von einer Wand zur anderen schallte, kamen wir uns in der Zelle vor, wie auf

einer Insel sitzend.

Janos Torday bewegte seine Finger. Sie sahen aus wie lange, kräftige Stäbe. Als er die Hände zu Fäusten schloß, hatte ich das Gefühl, als wollte er eine Kehle zerdrücken. Ich räusperte mich.

Seine Augen waren mir wegen ihrer Farbe aufgefallen. Die Pupillen leuchteten in einer Mischung zwischen Gelb und Grau. »Ich mag dich nicht!« sagte er plötzlich.

»Daran kann ich nichts ändern.«

»Warum bist du hier?«

»Devisen.«

»Schmuggel?«

»Ja.«

Er grinste schief. »Hast du schon mal einen Mörder gesehen?« fragte er mich.

»Weiß ich nicht.«

Er deutete mit dem Zeigefinger auf seine Brust. »Guck mich an! Hier sitzt einer.«

Ich gab mir Mühe, um ihn anzustaunen. Seine Kleidung roch feucht. Kein Wunder, wenn er aus der Wäscherei kam. »Du bist ein Killer?«

»Und wie. Ich habe sogar mehrere umgebracht. Hier komme ich nie mehr raus. Ich bleibe hocken. Ich brauche keine Rücksicht zu nehmen. Ich kann dich zerquetschen.«

»Warum?«

»Weil ich dich nicht mag!«

»Man hat mich hier in die Zelle gesetzt.«

»Das weiß ich.« Er stand auf und reckte sich. Seine Schultern verbreiterten sich durch diese Bewegungen. Wahrscheinlich wollte er mir seine Kraft demonstrieren, und ich mußte ehrlich zugeben, daß dieser Janos Torday mit den Fäusten allein kaum von mir besiegt werden konnte, wenn es hart auf hart kam.

»Soll ich fragen, ob sie mich verlegen können? Lange werde ich wohl nicht bleiben!«

»Wie lange?«

»Ein Jahr.« Das war abgesprochen.

Rasch fügte ich hinzu. »Vielleicht werde ich auch begnadigt.«

Er verstand mich nicht und schüttelte unwillig seinen knochigen Schädel. Plötzlich schlug er gegen die Wand. Einfach so, buchstäblich aus heiterem Himmel. Dieser Janos Torday donnerte tatsächlich seine Faust gegen das Gestein, ohne daß er sich dabei die Knöchel brach. Das war für mich ein Phänomen.

»Hast du gesehen?« Er zog die Faust zurück und blies über seine Knöchel.

»Ja.«

»Es tut nicht weh. Damit zerhämmere ich dir den Kopf, wenn du

nicht tust, was ich sage.«

Ich wollte lächeln, daraus wurde nicht mal ein bitteres Grinsen.

Meine Kehle trocknete allmählich aus. Mit der Rechten hatte er zugeschlagen. Meine Befürchtung, daß er die Linke an mir ausprobieren würde, bestätigte sich glücklicherweise nicht. Statt dessen warf er sich auf sein Lager, das unter dem Gewicht ächzte. Auf dem Rücken blieb er liegen, schloß die Augen und war innerhalb von Sekunden eingeschlafen.

Das konnte heiter werden. Ich war gespannt, ob ich tatsächlich an den richtigen geraten war. Wenn sich Menschen in Bestien verwandelten, geschah dies zumeist in der Nacht. Möglicherweise machte auch Janos Torday dabei keine Ausnahme.

Das hieß im Klartext: Ich durfte in der folgenden Nacht kein Auge zumachen.

Zunächst einmal gab es andere Probleme zu lösen. Wer im Knast hockt, braucht sich um eine Sache nicht zu kümmern, um das Essen nämlich. Das bekommt man als Knastologe pünktlich geliefert.

Auf dem Flur entstanden wieder Geräusche. Die Türklappen wurden aufgerissen, damit die Gefangenen ihr kärgliches Mahl in Empfang nehmen konnten.

Ich schielte auf Torday. Er schlief noch immer. Der mächtige Brustkasten hob und senkte sich unter seinen tiefen Atemzügen.

Manche Insassen beschwerten sich über das Essen, das hörte ich am Klang ihrer Stimmen. Verstehen konnte ich dabei kein Wort.

Endlich waren wir an der Reihe. Die Klappe oben in der Tür fiel nach außen. Zwei Kettenglieder hielten sie im rechten Winkel zur Tür. Im viereckigen Ausschnitt erschien ein pickliges Gesicht. Kein Wärter, dafür ein Kalfaktor, der den Gefangenen das Essen reichte.

Ich war aufgestanden und wurde neugierig gemustert, auch angesprochen, doch ich mußte mit den Schultern zucken, da ich kein Wort von dem verstand.

Dafür meldete sich Torday. Auf dem Bett liegend zischelte er:

»Bring meines mit.«

Um des lieben Frieden willens nahm ich die beiden Schalen aus Emaille und reichte sie durch. Ein anderer Kalfaktor klatschte Brei auf die Schalen, dann bekam ich sie wieder zurück.

Was darauf lag, sah aus wie schon gegessen. Eine rötlichbraune Mischung aus Kartoffeln, Gewürzen und möglicherweise auch durchgedrehtem Fleisch. Der Löffel aus Plastik steckte in der Mitte wie ein Speer. Hinter mir fiel die Klappe wieder zu. »Gibt es nichts zu trinken?« wollte ich wissen.

Janos Torday schüttelte den Kopf. »Nein, es sei denn, du bezahlst dafür. Hast du Geld?«

Ich lachte. »Woher denn?«

»Dann sauf Wasser.«

Darauf konnte ich auch verzichten. Wenn das Wasser so schmeckte, wie der alte Kran über dem Becken aussah, wollte ich zunächst einmal durstig bleiben.

Ich gab Janos die eine Schüssel. Er lag noch immer, roch an der Pampe und verzog das Gesicht. Als ich meinen Platz auf dem Bett einnahm, sah ich, was er von dem Essen hielt. Er kippte die Schüssel und schleuderte die Pampe auf den Steinboden der Zelle. Dabei gab er noch einen ungarischen Fluch ab, der sich selbst in der fremden Sprache schlimm für mich anhörte.

»Weg!« fuhr er mich an und warf mit den Schüsseln.

Ich hatte meine neben mich gestellt. »Und jetzt?« fragte ich leise.

Er richtete sich auf. In seinen Augen lauerte die Tücke. »Du gibst mir deines.«

Mir schwante etwas. Trotzdem stellte ich mich dumm. »Und dann?«

»Frißt du das vom Boden!«

Das hatte ich mir gedacht. Er wollte es auf eine Machtprobe ankommen lassen. Okay, ich hätte es machen können, davon starb man nicht, aber ich wollte mich nicht derartig demütigen lassen, daß ich die Selbstachtung verlor.

»Nein!« erwiderte ich.

Darauf schien er gewartet zu haben. Abermals hob er seine knochigen Schultern. Mit dem Fuß trat er gegen die Schüssel. Sie prallte gegen die Wand. »Du wirst es fressen! Du wirst es!«

Er griff zu.

Ich war schneller und erwischte ihn mit einem Tritt, der sein rechtes Schienbein traf. Auch ich trug die schweren, steifen Gefängnisschuhe.

Janos heulte auf. Er fing an zu tanzen und hielt sich sein malträtiertes Schienbein. Ich dachte, daß er zunächst einmal genug hatte, stand auf – das war mein Fehler.

Plötzlich erwischte mich ein Schlag mit dem Arm. Ich sah nur noch Sterne. Die Zelle verwandelte sich in einen Kreis, der sich um die eigene Achse drehte.

Ich torkelte zurück. Das merkte ich nicht einmal. Erst als ich mit dem Rücken gegen die Tür prallte, kam ich wieder einigermaßen zu mir, ohne allerdings einen genauen Überblick zu bekommen. Mein Blickfeld wurde von einem gewaltigen Schatten eingenommen.

Es war Janos.

Wie Eisenpranken griffen seine Hände zu. Sie umklammerten meine Schultern, schleuderten mich herum. Dann spürte ich sie im Nacken, und im nächsten Augenblick bekam ich einen Tritt in die rechte Kniekehle. Ich sackte zusammen und fiel nach vorn.

Darauf hatte Janos nur gewartet. Hinter mir grunzte er. Wahrscheinlich sollte es ein Lachen sein. Er schaffte es auch, mich auf

die Knie zu drücken.

»Du frißt es!« keuchte er. »Du wirst es vom Boden auflecken!« Er hatte mich im Griff wie eine Hündin ihr Neugeborenes. Wehren konnte ich mich kaum, der Druck seiner Pranke war zu stark. Ich näherte mich mit meinem Gesicht immer mehr der braunen Pampe auf dem Boden.

Den Mund hielt ich offen, keuchte und würgte in einem. Speichel floß hervor, tropfte in das Essen. Janos kicherte noch immer. Der Geruch des Essens strömte in meine Nase. Ich empfand ihn als widerlich. Dann sollte ich das Zeug noch essen?

Dagegen hatte ich einiges. So wie ich vorhin Janos unterschätzt hatte, so unterschätzte er mich, denn meine Hände hatte ich noch frei. Beide schlug ich zurück.

Mit der einen bekam ich Janos' Daumen zu fassen, mit der anderen seinen kleinen Finger.

Es gibt da einige Tricks, durch die man sich aus gewissen Klammergriffen lösen kann. Dabei muß ich zugeben, daß diese Tricks nur im äußersten Notfall anzuwenden sind. Für mich bestand dieser Notfall. Wenn er mich fertigmachte, würde er es jeden Tag mit einer neuen, brutalen Schikane versuchen.

Auf einmal brüllte er auf.

Trotz seiner eisenharten Finger hatten ihm dieser Griff und diese Drehung wehgetan. Aus seinen Augen stürzten Tränen, diesmal stolperte er rückwärts in Richtung Tür, fiel mit der Schulter dagegen und jammerte dort weiter. Ich war bereit, mit der Handkante zuzuschlagen, doch den Hieb konnte ich mir sparen. Janos hatte keine Lust mehr, sich noch einmal mit mir auseinanderzusetzen. Aus blutunterlaufenen Augen stierte er mich an, bevor er sich auf sein Bett rollte.

Selbst in diesem Knast war das Schreien ungewöhnlich. Nach einer kurzen Pause beschwerten sich die Insassen der Nachbarzellen und hämmerten gegen die Wände, um so ihren Protest auszudrücken. Wärter erschienen nicht, was ich als positiv ansah. Ich wollte etwas gutmachen und wischte mit einem alten Lappen, der fürchterlich stank, den Boden sauber, wo zuvor das Essen gelegen hatte. Ich hatte es mit den Händen so gut wie möglich in die Schale zurückgeschaufelt und danach in der Toilette verschwinden lassen.

Janos hatte mir liegend und mit unbewegtem Gesicht dabei zugeschaut. Als ich fertig war, sagte er auch nichts. Vielleicht hatte ich bei ihm trotzdem einen Stein im Brett.

Er befühlte noch seine Finger, atmete keuchend, wobei ich glaubte, manchmal ein Pfeifen zu hören.

Auch Ratten pfiffen…

Ich legte mich ebenfalls hin und stierte gegen die Decke, wo die

Spinnweben im Licht der Lampe glänzten. Die Beleuchtung wurde um zweiundzwanzig Uhr ausgeschaltet, das hatte mir der Direktor gesagt. Noch war es nicht soweit.

Plötzlich sprach mich Janos an. »Du kommst in die Waschküche?« radebrechte er.

»Das sagte man mir.«

»Da bin ich auch.«

»Wie schön.«

Er lachte. »Die Arbeit ist schwer. Wir waschen noch richtig in großen Kesseln. Nur Dampf!« flüsterte er und sprach die nächsten Worte lauter aus. »Und Ratten. Hast du Angst vor Ratten?«

Ich horchte auf. »Na ja, wie man's nimmt.«

»Das brauchst du nicht. Sie kommen und schauen, aber wenn sie hungrig sind, springen sie dich an und beißen zu. Immer Brot mitnehmen, dann werden sie deine Freunde.«

»Sind es denn deine?«

Janos erwiderte nichts. Zudem verlöschte genau in diesem Moment das Licht.

Die Dunkelheit fiel wie ein Sack über die Zelle. Es dauerte seine Zeit, bis ich etwas erkennen konnte. Wenn ich den Kopf drehte, sah ich hinter mir das vergitterte Fenster. Nur schwach malte sich das Quadrat ab. Es stank nach Schweiß in unserer Zelle, Marke Janos. Er roch auch sonst nicht besonders attraktiv, irgendwie faulig.

Das Licht des Scheinwerfers blieb. Auch in der Nacht huschte es nahe des Zellenfensters vorbei und streifte die Gitterstäbe. Der lange Tag hatte mich geschlaucht. Hals und Kinn schmerzten von dem Treffer. Das Blut klopfte hinter den Schläfen.

Natürlich achtete ich auf jedes Geräusch. Wenn Janos das Monstrum war, würde er sich verwandeln.

Noch wies nichts darauf hin. Er wälzte sich zwar unruhig in seiner Koje hin und her, gab auch ungewöhnliche Geräusche von sich. Zumeist aber sägende Schnarchtöne, über die ich mich nicht mehr weiter aufregte und schließlich selbst in einen leichten Schlaf fiel.

Ich erwachte, weil sich das Geräusch verändert hatte.

Nicht mehr das Schnarchen meines Zellengenossen war zu hören, das Geräusch hatte gewechselt. Er gab jetzt ein hohes Pfeifen ab, was mich hellwach machte, denn ich dachte wieder an Ratten, die ebenfalls pfeifen konnten.

Gespannt blieb ich liegen. Den Kopf hatte ich nach rechts gedreht, um Janos erkennen zu können.

Sein Körper zeichnete sich als länglicher und dunkler Umriß vom flachen Bett ab.

Hatte ich möglicherweise seine Verwandlung verschlafen? Das wäre mir mehr als peinlich gewesen.

Vorsichtig richtete ich mich auf und verließ mein Bett. Ich brauchte nur einen Schritt bis zu dem Bett des Mannes zu gehen. Ich sah ihn liegen und sah auch seinen Kopf, der völlig normal aussah. Kein Rattenschädel wuchs auf dem Hals.

Nur das ungewöhnliche Pfeifen störte mich.

Ich ging wieder zurück, legte mich hin, das Pfeifen blieb. Es war nicht sehr laut, aber es hatte dafür gesorgt, daß noch ein anderes Geräusch entstehen konnte.

Trappeln und Huschen…

Zunächst glaubte ich an eine Täuschung meiner etwas überreizten Sinne. Ich versuchte, das Schnarchgeräusch zu verbannen und mich nur auf die anderen Laute zu konzentrieren, was mir nur schwerlich gelang. Aber – sie blieben. Und dieses Trappeln und Huschen konnte nur von kleinen Füßen stammen.

Kleine Füße?

Ratten besaßen trotz ihrer oft schweren Körper diese kleine Pfoten, die sie blitzschnell bewegten.

Ich hielt es nicht länger auf meinem Bett aus. Schon wieder rollte ich mich ab und durchsuchte mit leisen Schritten die Zelle. Nicht einen Rattenkörper entdeckte ich. Falls sie sich tatsächlich zwischen den vier Wänden aufhielten, mußten sie sich derart in die Winkel verkrochen haben, daß ich sie nicht entdecken konnte.

Es dauerte nicht einmal lange, bis ich herausgefunden hatte, daß die Ratten oder Mäuse sich innerhalb der Wände bewegten, wo sie ihre Tunnels gegraben haben mußten.

Ratten können sich, das stand fest, durch Beton fressen. Dies hier war kein Beton. Die Mauern bestanden aus dicken Steinen, die längst nicht die Festigkeit des Betons besaßen.

Für sie und ihre nadelspitzen Zähne mußte es fast ein leichtes sein, sich durch das Gestein zu graben.

Galt das auch für das killende Rattenmonster, das bisher nur in unserer Phantasie bestand?

Ich wußte es nicht und war nur darauf gespannt, wie sich Janos Torday verhalten würde.

Noch hockte ich auf dem Boden. Ich traute mich nicht, Feuer zu machen, schreckte aber auf, als ich plötzlich eine schwere Hand auf meinem gebeugten Rücken spürte.

Torday hatte zugefaßt. Er lachte, bevor er mit krächzender Stimme sagte: »Hast du sie gehört, meine kleinen Freunde?«

»Sie waren nicht zu überhören!«

»Ja, sie sind immer bei mir. Sie umgeben mich. Es sind wunderschöne Tiere. Leg dich hin. Solange ich bei dir bin und ihnen nicht sage, daß sie dich zerfetzen sollen, ist alles gut.«

Der Druck verschwand von meinem Rücken. »Sag mal, du kannst mit

ihnen reden?«

Torday gab mir keine normale Antwort. Er wälzte sich auf den Rücken und pfiff wie eine Ratte…

Das konnte ja heiter werden…

***

Der andere Morgen war ebenso trübe, wie der vergangene Tag aufgehört hatte. In den Stunden nach Mitternacht hatte ich tatsächlich noch etwas Schlaf finden können, trotz des Trappelns zahlreicher Rattenfüße hinter den Mauern.

Die anderen Laute waren schlimmer. Die weckten selbst Tote. Das grelle Echo der Trillerpfeifen auf den Fluren, das Schlagen harter Fäuste gegen die Zellentüren, die barschen, wütenden Stimmen, denn auch die Aufpasser waren sauer darüber, daß sie so früh auf den Beinen sein mußten. Das alles um halb sechs Uhr morgens.

Janos stand als erster auf, reckte sich wieder und wirkte ziemlich frisch. »Du solltest dich beeilen. Es gibt immer Gedränge.«

»Wo?«

»In der Waschanlage, der Kaue.«

Die lernte ich Minuten später kennen. Sie war kalt, warmes Wasser gab es nicht. In der Mitte des großen, gekachelten Raumes standen sich die beiden langen Beckenreihen gegenüber. Wer sich ganz waschen wollte, stieg in das Becken und hockte sich nieder.

Ich verzichtete zunächst darauf. Seife bekam ich ebenfalls. Sie war nicht einmal so lang wie ein halber Finger und auch nicht so dick.

Mir fiel auf, daß sich Hadek, der Österreicher, in meiner Nähe aufhielt und mich genau aus seinen dunklen, tückischen Knopfaugen beobachtete. Mit dem würde ich bestimmt noch »Freude« bekommen.

Ich wusch mich so wie die meisten anderen. Das eiskalte Wasser strömte über mein Gesicht und den Oberkörper. Manche Gänsehaut zeichnete sich auf den Gestalten ab.

Viele meiner Mitgefangenen waren tätowiert. Auf manchen Armen und Brustkörben entdeckte ich die abenteuerlichsten Motive.

Die Stimmung unter den Männern war gereizt. Wahrscheinlich überwogen die Morgenmuffel, aber niemand traute sich, einen anderen anzugreifen. In westlichen Gefängnissen brachen sich die Emotionen oft freie Bahn. Es kam zu Schlägereien, Überfällen und sogar Morden. Ich ging davon aus, daß die Auseinandersetzungen in diesem Laden nicht so offen ausgetragen wurden. Mehr versteckt und tückischer.

Hadek hätte auch in die Zelle gepaßt. Er kam zu mir, als ich mich mit einem blauen, kratzigen Handtuch abtrocknete. Vor mir blieb er stehen und stemmte die Fäuste in die Hüften. Eigentlich war er eine lächerliche Figur. Nur hütete ich mich, über ihn zu lachen. »Es wird

bald Zeit für eine Dusche«, sagte er.

»Gern.«

Er lachte breit. An der rechten Seite der Uniformjacke steckte eine Pistole. Aufpasser in westlichen Gefängnissen konnten es sich kaum leisten, so offen Waffen zu tragen. »Die Dusche wird besonders, Engländer. Ich hasse Leute, die unsere Währung kaputtmachen wollen. Ihr verdammten Devisenschmuggler.«

Bevor ich eine Antwort geben konnte, ging er. Seine hart aufgesetzten Tritte hallten als Echos an den Fliesenwänden wider. Janos und ich schauten ihm hinterher.

»Hat er was gegen mich?« wollte ich wissen.

»Er mag dich nicht.«

»Das merke ich.«

»Du mußt aufpassen. Seine Duschen sind gefährlich.«

Ich schlüpfte in mein Unterhemd. »Ach ja?«

Janos gab keine weitere Erklärung ab. Schweigend zog auch er sich an. Die Waschzeremonie näherte sich ihrem Ende. Wir mußten in Zweierreihen antreten. Janos Torday stand neben mir. Noch einmal kam er auf Hadek zu sprechen. Böse stieß er den Satz zischend hervor. »Die Ratten werden ihn bald fressen…«

Diesmal enthielt ich mich einer Erwiderung, machte mir jedoch meine Gedanken.

Wir marschierten in den Raum, wo gefrühstückt wurde. Lange Bankreihen, Sitzflächen ohne Lehnen, eine hohe Decke, schmale Fenster mit Gitterstäben davor, durch die noch immer kein Tageslicht sickerte. Wir tranken Malzkaffee, aßen das Brot und hockten gebückt an den langen Tischen. Schmatzen und Schlürfen erfüllte den Raum. Die Aufpasser – vier an der Zahl – bewegten sich hin und her. Sie beobachteten mit Argusaugen jede unserer Bewegungen.

Ich war froh gewesen, die Hose beim Waschen anbehalten zu können. So saßen meine Beretta und der Dolch noch immer versteckt.

Auch das Kreuz hatte ich rechtzeitig genug verbergen können, trug es aber nun wieder vor meiner Brust.

Man ließ uns nicht viel Zeit für das Frühstück. Die Wärter scheuchten uns hoch.

Dann sah ich den Direktor. In seiner geschniegelten Uniform wirkte er wie ein Operettenfürst, auch wenn seine Kleidung keinen Glamour verbreitete.

Er schaute sich den Abmarsch an.

Ich hatte mich zusammen mit Janos in eine Gruppe gestellt, die in der Waschküche arbeitete. Sehr dicht mußte ich an dem Direktor vorbei. Er nickte mir kurz zu. Ich lächelte knapp, ein Zeichen, daß alles in Ordnung war.

»Wer hat Aufsicht?«

»Manchmal kommt Hadek.« Janos gab die Antwort ohne sonderliche Begeisterung.

»Auch das noch.«

»Keine Sorge. Er wird sich hüten.«

»Wovor?«

Torday grinste nur.

Die Waschräume lagen unter dem normalen Hausniveau in den großen Kellerräumen. Eine alte Steintreppe führte in die milchige Tiefe, in der sich die Dunstschwaden zwischen den dicken Steinmauern hielten wie Fahnen, die nicht abreißen wollten.

Die großen Kessel standen auf breiten, nicht sehr hohen Öfen. Sie wurden mit Kohle beheizt. Zwei Gefangene schleppten Kohlen. Wie ich von Janos erfuhr, bedeutete dies Strafdienst. »Das wirst du irgendwann auch noch.«

»Mal sehen.« Ich wunderte mich über seine Haltung mir gegenüber. Er hatte die Kraftprobe am gestrigen Abend nicht gewonnen, aber Haß oder Rachsucht ließ er nicht erkennen. Oder führte er möglicherweise etwas anderes im Schilde?

Die Waschküche besaß große Ausmaße. Dieser Keller glich einem Gewölbe mit verschieden hohen Decken, die von Pfeilern gestützt wurden. Durch das Kunstlicht zogen die trägen Schwaden. Das Wasser in den Kesseln kochte. Es stank nach Lauge, Seife und feuchter Wäsche. Ein guter Abzug existierte nicht.

Bevor die Wäsche in die Kochkessel kam, mußte sie abgeholt werden. Hadek führte mich zu einem gewaltigen Wäscheberg, wo vier andere Gefangene dabei waren, ebenfalls Karren mit Wäschestücken vollzuladen. Zu begreifen hatte ich kaum etwas. Die Wäsche mußte nur in die Karren geladen werden. Janos und ich begaben uns an die Arbeit. Die vier Mitgefangenen bedachten mich mit kalten Blicken.

Angesprochen wurde ich nicht. Wahrscheinlich hatte es sich herumgesprochen, daß ich Ausländer war.

Manchmal erschien einer der Aufpasser. Er tauchte dann wie ein Gespenst aus den feuchten Schwaden auf, ging um uns herum, schaute nur und verschwand wieder.

Zwei Gefangene jeweils waren für einen Wäschewagen verantwortlich. Die Kleidung wurde in den Bottich geworfen und gekocht.

Mit langen Holzstangen mußten wir die Wäsche umrühren.

Eine Arbeit, die Kraft kostete. Sie war nichts gegen die Kraft, die wir aufwenden mußten, um die tropfnassen Wäschestücke aus der Lauge zu holen, sie in einem anderen Becken mit eiskaltem Wasser durchspülen, um sie anschließend durch die Mangel zu drehen.

Da wußte ich schon nach wenigen Minuten, was es heißt, kalte Finger zu bekommen. Wer das jahrelang machen mußte, kam an

Rheuma oder Gicht einfach nicht vorbei.

Andere Gefangene fuhren die Wäschestücke weg, um sie durch altertümliche Mangeln laufen zu lassen.

Ich wunderte mich trotzdem, wie schnell die Zeit bis zum Mittag vorbei war. Das Tageslicht hatte ich nicht gesehen. Die Kalfaktoren kamen mit dem Essen.

Wieder bekamen wir die komische Pampe. Ich probierte sie und schluckte das Zeug. Besser als gar nichts. Essen mußte man.

Janos beobachtete mich. Er hockte mir gegenüber auf einem Stein.

Wir hatten uns von den anderen abgesondert und hockten im Halbdunkel. Den Gestank von Lauge und feuchter Wäsche würde ich vorerst nicht aus der Nase bekommen.

Torday schaute mich an.

»Ist was?« fragte ich.

Er schüttelte den Kopf. »Noch nicht, aber hast du sie gesehen?«

»Wen denn?«

»Die Ratten.«

»Nein!«

»Gut.« Ohne einen weiteren Satz zu sagen, leerte er seine Schüssel und kratzte sie noch aus.

Ein schriller Pfiff zeigte an, daß die Pause vorbei war. Wir standen auf, und ich mußte mir eingestehen, daß diese Arbeit nichts für mich war. Durch das Schleppen der nassen Wäschestücke bekam ich in den Schultern einen Muskelkater.

Trotzdem ging es weiter. Hadek ließ sich nicht blicken, was mir recht war.

Die Lauge mußte gewechselt werden. Dafür wurden die Gefäße einfach umgekippt.

Das Wasser schwappte auf den Boden und fand seinen Weg zu den Abflüssen, die in Gullygröße an verschiedenen Stellen angebracht worden war. Wir schauten zu, wie sich das weißliche Wasser sammelte und kreisend in den Gullys vergurgelte.

Janos lehnte dabei an der Wand. Er rauchte eine Zigarette in der hohlen Hand. Aus seinen Nasenlöchern strömte der Rauch, die Lippen waren zu einem erwartungsvollen Grinsen verzogen. Den Grund sah ich etwas später. Bisher hatte er nur von den Ratten gesprochen. Jetzt aber waren sie da. Woher sie gekommen waren, hatte ich nicht gesehen. Jedenfalls umtanzten sie die Füße des Mannes.

Drei fette graue Ratten zählte ich, die sich gegen Janos und die Wand preßten.

Er bückte sich. Dabei gab er ein leises Pfeifen ab, das ich schon in der Nacht gehört hatte. Die Ratten vernahmen es ebenfalls. Sie wußten, daß ihr Freund gekommen war.

Plötzlich kletterten sie an seinen Hosenbeinen hoch. Sie krallten sich

in dem harten Stoff fest. Ihr Fell schimmerte stumpf. Torday ließ eine Ratte auf seine Handfläche spazieren, wo sie sich zusammenhockte und nichts tat.

Die beiden anderen Tiere hielten sich noch an den Hosenbeinen fest. Er kam zu mir.

Ich drückte mich zurück und hörte sein Lachen. »Du hast doch Angst vor ihnen, was?«

»Ich mag sie nicht.«

»Du solltest sie aber mögen!« zischelte er. »Wer mit mir zusammen ist, muß sie mögen.«

»Weshalb?«

Er brachte die Hand mit der Ratte bis dicht an mein Gesicht. Diesmal blieb ich stehen. Ziemlich steif und mit einem komischen Gefühl in der Magengegend.

Die Ratte hatte sich auf der Handfläche gedreht und starrte mich aus ihren kleinen Augen an. Mir kam der Blick völlig kalt und leer vor, Janos dachte darüber anders.

»Sieht sie nicht toll aus?« fragte er. »Hat sie nicht einen lieben Blick, diese Kleine?«

»Das sehe ich nicht so!«

»Ja, du magst keine Ratten. Dabei sind sie der Weg für mich in die Freiheit.« Er bückte sich und faßte das nasse, graue Fell an. Dabei hatte er die Augen verdreht und schielte über den Körper hinweg, um meine Reaktion genau verfolgen zu können.

Ich tat nichts.

Als er den Kopf anhob, lachte und die Hand zurücknahm, damit die Ratte wieder zu Boden springen konnte, lag in seinen Augen ein stolzer Glanz. Verschwörerisch winkte er mir mit dem Zeigefinger.

»Ich kann dir sagen, was sie mir erzählt hat. Heute ist es wieder soweit.«

»Was ist…?«

»Weg, ich komme weg. Ich werde gehen, verstehst du? Die Ratte hat es mir gesagt.«

Mein Lachen klang rauh. »Das glaube ich dir nicht. Du kannst nicht mit den Ratten sprechen.«

»Doch – ich kann.«

»Wie machst du das? Ich habe nichts gehört.«

»Es gibt andere Wege.« Er hob den Arm und tippte mit dem Zeigefinger gegen die Stirn, als wollte er mir den berühmten Vogel zeigen. »Hier muß man es haben!« wisperte er, »nur hier…«

»Das verstehe ich nicht.«

»Gedanken«, sagte er, »Gedanken sind…«

»Du sollst nicht denken, und du auch nicht!« Plötzlich war Hadek, der Österreicher, da. Diesmal war er leise gegangen, wir hatten ihn

nicht gehört. Er stand vor uns. Das dunkle Haar lag wie angeklatscht auf seinem Schädel. Die tückisch blickenden Augen bewegten sich unruhig. Seine Zungenspitze glitt über, die Lippen. »Pause habt ihr gemacht. Geredet, wie? Das werde ich euch austreiben. Ich bestrafe euch!«

Vor Hadek fürchtete ich mich nicht. Mir bereitete Janos Torday viel größere Sorgen. Der Blick, mit dem er den Aufpasser anstarrte, verhieß nichts Gutes. Torday machte den Eindruck, als wollte er Hadek jeden Augenblick die Kehle durchschneiden.

Er tat nichts, dafür handelten die drei Ratten. Vorhin hatte er mir durch seine Gestik klarmachen wollen, daß er auf mentaler Ebene in der Lage war, mit den Tieren Kontakt aufzunehmen. Sie taten, was er befahl. Eine andere Erklärung hatte ich nicht für das Verhalten der Tiere, die sich plötzlich den Österreicher als Opfer ausgesucht hatten. Das ging gedankenschnell. Bevor er sich versah, umtrippelten sie ihn, stießen ihn an, huschten über seine Stiefelspitzen.

Hadek sprang zurück. Ein wütender Fluch drang aus seinem Mund. »Verdammte Pest! Verfluchte Rattenpest!« Er trat nach ihnen. Die erste traf er nicht, die zweite dagegen erwischte er mit einem harten Stiefeltritt.

Das Schreien der Ratte klang fast menschlich. Dazwischen erklang noch das Knacken der Knochen.

Janos Torday stand unbeweglich auf der Stelle. Innerlich zitterte er. Sein Gesicht war kalkweiß geworden. Aus seinem Mund rangen heulende Laute, die abrupt stoppten, als sich die Ratte unter der Sohle des Aufpassers nicht mehr bewegte.

Von den beiden anderen war nichts mehr zu sehen, sie hatten sich zurückgezogen.

Hadek hob den Fuß an. »Woher sind sie gekommen?« fuhr er uns an. »Ich habe sie schon oft in deiner Nähe gesehen, Torday, schon zu oft. Du bist selbst eine Ratte, wie?«

Janos sagte nichts. Er stand allerdings dicht vor einer Explosion.

Hoffentlich drehte er nicht durch, dann war alles zu spät.

»Was hast du mit den Ratten?«

»Nichts«, erwiderte ich.

»Habe ich dich gefragt, Engländer?«

»Nein, Österreicher. Ich fühlte mich allerdings von dir angesprochen!«

Plötzlich schlug er zu. Er hatte mein Gesicht treffen wollen, aber nicht damit gerechnet, daß ich dermaßen schnell reagieren konnte.

Ich nahm den Kopf zurück, die Faust wischte dicht vor meinem Gesicht entlang, der Schlag verpuffte.

Hadek fluchte wieder. Als er sich gefangen hatte, da sah es so aus, als wollte er noch einmal zuschlagen. Mein Grinsen mußte ihn irritiert

haben. Er blieb stehen, nickte und gab ein finsteres Versprechen ab. »Ich bleibe euch und den Ratten auf der Spur. Ab morgen werdet ihr eine andere Arbeit bekommen.« Er stand geduckt da und wartete auf unsere Frage, den Gefallen taten wir ihm nicht. Ich wollte gar nicht wissen was wir tun sollten, da ich das unbestimmte Gefühl hatte, den nächsten Tag hier im Zuchthaus nicht mehr zu erleben. Es tat sich etwas, der Besuch der drei Ratten war das erste Zeichen gewesen.

Hadek gefiel es nicht, daß wir schwiegen. Schimpfend zog er sich zurück und blieb auch verschwunden.

Janos Torday rieb seine Hände. »Er wird sich wundern«, sagte der Mann leise. »Er wird sich wundern.«

»Wie meinst du das?«

Torday bückte sich und hob den zertretenen Rattenkörper hoch. Er öffnete einen Gully und warf die Reste hinein. Eine Antwort auf meine Frage bekam ich nicht.

Wir arbeiteten weiter. Ratten zeigten sich nicht mehr. Janos gab sich auch sehr schweigsam. Ich sprach ihn auf das Thema nicht mehr an. Dafür beobachtete ich ihn. Mir fiel auch auf, daß er hin und wieder ungewöhnliche Laute ausstieß. Über seine Lippen drang dann ein leises Pfeifen, als wollte er seine Tierchen locken.

Inzwischen hatten andere Helfer frische Lauge angesetzt. Sie schwappte heiß in den beiden Bottichen, und wir schoben wieder einen Wagen mit Kleidung herbei.

Zwei andere Aufpasser hielten sich in unserer Nähe. Bestimmt hatte Hadek sie geschickt. Sie beobachteten uns, sprachen aber nicht.

Wir legten keine weitere Pause mehr ein und arbeiteten durch, bis zum Klang der Feierabend-Sirene.

Janos richtete sich auf und schleuderte den Holzstab in die Lauge.

»So«, sagte er.

»Was meinst du damit?«

Er schaute mich fast böse an. »Das wirst du schon bald sehen, John. Sehr bald!«

Ich wollte nicht weiterfragen, richtete mich jedoch auf eine lange Nacht ein. Den Beweis hatte ich noch nicht bekommen, doch ich ging schon davon aus, daß der Rattenmann kein anderer war als Janos Torday. Sollte er sich tatsächlich in ein derartiges Monster verwandeln können, hatten die Wissenschaftler mit ihren Vermutungen recht behalten.

In der Oberwelt kam mir die Luft wie der reinste Balsam vor. Wir mußten uns wieder aufstellen, allerdings wurde ich aus der Reihe herausgeholt. Hadek persönlich teilte mir mit, daß mich der Direktor sprechen wollte. Er begleitete mich auch in den Trakt des Zuchthauses, wo es keine vergitterten Türen gab, dafür lange Flure und Sitzbänke.

»Ich bin mal gespannt, was er von dir will, Engländer.«

»Vielleicht werde ich entlassen, Österreicher!«

Er trat mir in die Hacken, so daß ich fast gestolpert wäre. Dazu lachte er noch.

Es paßte ihm wenig später nicht, daß der Direktor mit mir allein sprechen wollte. Er bot mir einen Platz an. Ich setzte mich auch mit meinen schmutzigen Klamotten.

»Hat Ihnen die Arbeit geschmeckt?«

»Wohl kaum.«

Der geschniegelt wirkende Direktor nickte. »Das habe ich mir gedacht. Dann wird Ihnen vielleicht das schmecken.« Er holte einen griechischen Kognak hervor. »Möchten Sie ein Glas?«

»Das könnte ich vertragen. Ich muß noch immer von dem Essen aufstoßen.«

»Nun ja, wir sind nicht so reich, daß wir ein Menü bieten können. Was Sie gegessen haben, ist nahrhaft.«

»Wenn es noch schmecken würde, wäre ich richtig glücklich.«

Er lachte, als er mir das Glas übergab. Wir stießen an, der Geschniegelte nahm ebenfalls Platz und strich über sein schmales Bärtchen. »Ist es vermessen, zu fragen, ob Sie schon etwas herausgefunden haben?«

»Vermessen nicht, aber ich kann leider nicht…«

»Aber Herr Sinclair.« Er breitete die Arme aus. »Man hat mir von Ratten erzählt…«

»Hat Hadek geplaudert?«

»Er ist verpflichtet.«

Ich schüttelte den Kopf. »Das ist nichts Außergewöhnliches. Wenn Sie Menschen unter den Bedingungen arbeiten lassen, müssen Sie damit rechnen, daß aus irgendwelchen Tiefen auch mal Ratten in die Gewölbe klettern und sich dort umschauen. Sie sind aus den Gullys gekommen, glaube ich. Waren Sie schon mal dort unten?«

»Natürlich.«

»Dann sind Ratten nichts Ungewöhnliches.«

Er trank. »Bei Torday fühlten sie sich wohl?«

»Das kann ich nicht abstreiten. Er zieht diese Tiere irgendwie an. Den Grund kenne ich noch nicht. Allerdings hat er Vertrauen zu mir gefaßt. Das heißt, er steht mir nicht mehr so ablehnend gegenüber wie am gestrigen Abend.«

»Wann könnten Sie den Fall gelöst haben?«

»Das weiß ich nicht. Hat man denn inzwischen neue Opfer des Mörders gefunden?«

»Nein!«

»Seien sie froh.« Ich leerte mein Glas, weil ich sah, daß der Direktor auf die Uhr schaute.

Hinter dem Fenster lag der Gefängnishof. Ich konnte zwei der vier Wachtürme sehen, auf denen die Scheinwerfer installiert waren und langsam kreisten.

Der Direktor hatte meinen Blick bemerkt. »Aus diesen Mauern kommt niemand heraus, wenn ich es nicht will.«

»Das scheint mir auch so zu sein.«

»Sie glauben mir nicht – oder?«

»Kann es nicht noch andere Wege geben?« erkundigte ich mich vorsichtig.

»Wissen Sie mehr?«

»Leider nein. Ich werde mich melden, wenn ich etwas in Erfahrung gebracht habe.«

»Gut.«

Wir reichten uns die Hände. Meine Handfläche und auch die übrige Haut waren durch die Lauge ziemlich eingeweicht. Ein irgendwie widerliches Feeling.

Hadek erwartete mich im Vorzimmer und brachte mich auch wieder hinaus. Auf dem Gang fing er an zu schnüffeln. »Haben Sie was?« fragte ich ihn.

»Du stinkst.«

»Das kommt von der Lauge.«

»Nein, vom Schnaps.«

»Stimmt. Der Direktor war so freundlich, mir ein Glas anzubieten. Ich konnte nicht ablehnen.«

Diese Antwort konnte er nicht wechseln. Vor Wut stampfte er noch härter auf.

In der Zelle warteten Janos und das Abendessen auf mich. Diesmal gab es Brot und Tomaten, deren Haut zusammengeschrumpft war. Unter dem Brot fand ich ein Stück Salami.

Um Hadek kümmerten wir uns nicht. Der Österreicher knallte wütend die Tür zu und verschwand. Wir hörten seine Schritte auf dem Gang verklingen.

»Was hat der Direktor gewollt?«

Ich hob die Schultern und kaute an der Salami, die ziemlich zäh war. In der Wurst hingen die Sehnen wie dünne Fäden. »Hadek hat ihm von den Ratten erzählt.«

Torday kicherte. »Was hast du gesagt?«

»Nichts weiter. Ich habe ihm nur erklärt, daß man in einem Gewölbe, wie das hier unten, immer damit rechnen muß, daß hin und wieder Ratten erscheinen.«

»Gut, gut. Das ist richtig.« Janos kaute schmatzend sein Brot und trank dünnen Tee. Einen weiteren Kommentar gab er nicht mehr ab.

Auf diese Nacht war ich gespannter als auf die vorherige. Ich war mir sicher, daß sich etwas tun würde. Anzeichen dafür gab es auch.

Janos war längst nicht so ruhig. Er konnte auch nicht auf dem Bett bleiben. Immer häufiger stand er auf, schritt in der Zelle hin und her, trommelte mal gegen die Wand, warf den Kopf zurück und trat an das Fenster, um dort mit beiden Händen die Stäbe zu umklammern, als wollte er sie aus dem Mauerwerk herausreißen.

Ich hockte auf dem Bett und legte mich schließlich hin, damit sich Janos nicht so beobachtet fühlte.

Noch brannte das Licht. Mein Blick fiel gegen die Tür, in der sich auch ein Guckloch befand. Ich hatte plötzlich das Gefühl, als würde sich hinter dem Guckloch etwas bewegen. Dabei dachte ich an Hadeks Versprechen, daß er uns beide unter Kontrolle behalten wollte.

Janos bemerkte davon nichts. Ich weihte ihn auch nicht ein, streckte meinen Körper aus, schloß die Augen und tat so, als würde ich schlafen. Ich hatte vorgehabt, wach zu bleiben. Das klappte nicht.

Die Stunden in der Waschküche forderten ihren Tribut. Für jemand, der diesen Schlauch nicht gewohnt war, kam die Müdigkeit automatisch. So fielen mir auch die Augen zu.

Ich schlief nicht sehr lange. Als ich erwachte, war es in der Zelle dunkel.

Das Spiel des letzten Abends wiederholte sich. Mit seinem geisterhaft bleichen Schein strich außen der Lichtreflex des Scheinwerfers an der Hauswand vorbei und berührte auch unser Zellenfenster.

Mein Blick fiel nach rechts, wo Janos Torday liegen mußte.

Sein Bett war leer – Torday verschwunden!

***

Zuerst hielt ich es für eine Täuschung, rieb mir die Augen, schaute genauer hin, doch der Anblick blieb. Kein Janos Torday befand sich auf dem Bett. Und in der Zelle war er auch nicht, wie ich sehr schnell festgestellt hatte.

Wie hatte er den gut gesicherten Raum verlassen können? Das war die große Frage. Nicht durch das Fenster, auch nicht durch die verschlossene Tür. Es mußte demnach noch einen weiteren Ausgang geben, einen, den ich nicht kannte.

Ich überlegte. Plötzlich mußte ich niesen, der Staub in der Luft war schuld. Er verdichtete sich unter dem Bett meines Zellengenossen.

Dort mußte die Lücke zu finden sein.

Meine Bleistiftleuchte trug ich leider nicht bei mir. Ich mußte mich schon auf mein Feuerzeug verlassen. Ich kniete mich nieder und blickte in die Richtung, wo der Staub unter dem Bett wie eine Wand zitterte. Noch in der Bewegung vernahm ich schon das Trappeln kleiner Füße oder Pfoten.

Die Ratten waren unterwegs!

Wie schon in der letzten Nacht. Nur hatte sich trotzdem etwas

verändert. Das Geräusch klang an diesem Abend wesentlich lauter, als wäre etwas eingerissen worden, um die Ratten in die Zelle gelangen zu lassen. Kaum war mir dieser Gedanke gekommen, als ich schon den Beweis bekam. Unter Tordays Bett schoß ein langer, grauer Schatten pfeilschnell hervor und in meine Richtung.

Die Ratte sprang mich an.

Ich kam nicht schnell genug weg. Das Tier fand auf meiner Schulter seinen Platz.

Ich rechnete mit einem Biß durch den Stoff, in den Hals oder in das Gesicht, doch die Ratte blieb auf der Schulter wie ein grauer Klumpen hocken.

Der Schauer auf meinem Gesicht verflüchtigte sich etwas. Mich überkam der Eindruck, als hätte die Ratte den Befehl bekommen, mir nichts zu tun. Für die Dauer einiger Sekunden blieb ich noch hocken, dann wollte ich die Stelle unter Tordays Bett genauer untersuchen. Als ich mich vorbeugte, sprang die Ratte zu Boden und verschwand unter dem Bett. Zwischen dessen Kante und dem Zellenboden befand sich ein genügend großer Zwischenraum, durch den ich mich schieben konnte, allerdings lag ich dabei auf dem Bauch.

Ich hatte die Arme ausgestreckt, um mit den Handflächen die Wand hinter dem Bett berühren zu können. Das schaffte ich teilweise, aber ich faßte auch ins Leere.

Mit den Beinen ragte ich noch in die Zelle hinein, mein Gesicht befand sich dicht vor der Wand. Ich griff in die Tasche und holte das schmale Feuerzeug hervor.

Die Flamme gab genügend Licht, um das Loch in der Wand erkennen zu können.

Auch noch so dickes Gestein war für Ratten kein Hindernis. Die fraßen sich durch alles. Selbst Beton hatten sie geschafft, da waren diese Steine ebenfalls kein Hindernis.

Auf einer Länge von mehr als einem Meter hatten sie die Mauer regelrecht durchbissen. Das Loch war so groß, daß ich hindurchkriechen konnte.

Was lag hinter der Mauer?

Daß es der Fluchtweg des Janos Torday war, stand für mich fest.

Ich leuchtete wieder und mußte erkennen, daß sich das Licht des Feuerzeugs in der Dunkelheit verlor. So weit es ging, streckte ich den Arm vor. Diesmal strich das Licht flackernd über rauhes und nasses Mauerwerk. Es war von den Zähnen der Ratten noch nicht angenagt worden. Ich ging davon aus, daß es sich um einen Tunnel handelte.

Da wollte ich hinein.

Das linke Bein konnte ich noch anziehen, das rechte nicht mehr, denn auf meine Wade legte sich plötzlich eine Klammer aus Fingern. Dann hörte ich das Lachen und Hadeks kalte wütende Stimme:

»Hab' ich dich erwischt, du Schwein!«

***

Aus – vorbei! Der gesamte Plan war innerhalb einer Sekunde zusammengebrochen.

»Komm, Engländer, sonst jage ich dir eine Kugel in den Rücken oder steche dich ab!«

»Ja, schon gut. Laß mich los, Hadek!«

Der Druck verschwand. Ich kroch rückwärts unter dem Bett hervor und überlegte fieberhaft, wie ich mich verhalten sollte. Wenn Hadek allein gekommen war, besaß ich vielleicht eine Chance. Noch hatte ich von einem Helfer nichts gehört.

Ich durfte sogar aufstehen. Als ich mich erhoben hatte, sah ich ihn.

Er hatte sich einen Schritt vor der Tür aufgebaut und bedrohte mich mit seiner Dienstwaffe. In der Dunkelheit der Zelle wirkte er wie ein festgefrorener Schatten.

Der Österreicher grinste scharf. »Ich habe mir so etwas gedacht. Ich wußte es, und ich habe dir schon vom ersten Sichtkontakt zwischen uns beiden nicht getraut. Ich hatte recht behalten. Du wolltest verschwinden, Hundesohn.«

»Der Weg ist offen!«

»Nicht mehr lange. Ich werde Alarm schlagen, dann fangen wir Torday wieder ein. Was dann mit ihm und dir geschieht, das kannst du dir in deinen kühnsten Träumen nicht ausmalen. Du wirst…«

Ich hatte das Trappeln der Füße schon längst gehört, Hadek vernahm es später – zu spät.

Wie ein grauer, fließender Teppich huschten die zahlreichen Ratten unter Tordays Bett hervor. Sie waren eine breite Masse, die nur ein Ziel kannte.

Der Österreicher war geschockt. Mich starrte er nicht mehr an, nur die Ratten.

Ich nahm die Gelegenheit wahr und trat ihm mit einem gezielten Tritt die Waffe aus der Hand.

Dann konnte ich nichts mehr tun. Sie waren plötzlich über ihm, sprangen ihn an, warfen sich gegen seine Kehle und bissen überall zu. Mich ließen sie dabei seltsamerweise in Ruhe, an mir huschten sie nur vorbei.

Mochte Hadek sein, wie er wollte; er hatte es nicht verdient, von Ratten getötet zu werden, schließlich war er ein Mensch. Da mußte ich etwas tun.

Ich packte die Ratten mit beiden Händen, riß sie von ihm weg, schleuderte sie wuchtig gegen die Zellenwände oder zu Boden, aber es waren einfach zu viele.

Zwischen den grauen Rattenkörpern schimmerte es dunkel.

Wahrscheinlich Hadeks Blut, das aus den zahlreichen, am gesamten Körper verteilten Bißwunden strömte.

Ich kämpfte wie ein Berserker, um sein Leben zu retten. Meinen Ekel vor dem Anfassen der feuchten, glatten Rattenkörper hatte ich mittlerweile überwunden.

Dennoch schaffte ich es nicht.

Hadek brach zusammen. Er fiel einfach weg, während auf seinem Körper noch die Ratten tobten. Wieder trat ich einige zur Seite. Sie klatschten gegen die Wände. Ich machte weiter, verbissen, voller Haß, Zorn und einer heißen Wut.

Es half alles nichts. Die grauen Bestien waren in der Überzahl, und sie hatten es geschafft.

Als sie sich zurückzogen und ich einen Blick auf den Körper des Aufsehers warf, da wußte ich, daß ihm nicht mehr zu helfen war. Janos Torday hatte sich durch die Ratten bei ihm auf schreckliche Art und Weise gerächt.

Ich machte kein Licht, weil ich den Toten nicht genau sehen wollte. Unser Kampf war möglicherweise in den Nachbarzellen gehört worden, doch es reagierte niemand. Hier war sich jeder selbst der Nächste und hielt sich zurück.

Mit dem Ärmel putzte ich den Schweiß von meiner Stirn. Jetzt war guter Rat teuer. Was sollte ich tun? Alarm schlagen?

Das wäre der normale Weg gewesen.

Es gab auch einen unnormalen, der mir im Moment effektiver erschien.

Torday war verschwunden. Der Weg hatte ihn in die Freiheit geführt, wobei ich durchaus davon ausging, daß er versuchen würde, wieder ein Opfer zu finden.

Das mußte verhindert werden.

Ich kniete mich wieder hin und drückte meinen Oberkörper unter das Bett. Diesmal hielt mich niemand auf. Eine Ratte sah ich ebenfalls nicht. Bestimmt hatten sie sich in den von mir entdeckten Stollen zurückgezogen.

Kein angenehmes Gefühl, durch diese unbekannte Röhre zu kriechen und dabei von den Ratten begleitet zu werden.

Eine andere Möglichkeit gab es nicht. Also biß ich in den sauren Apfel und machte mich auf den gefährlichen Weg…

***

Ich war schon durch alte Grabstätten gekrochen und durch Ghoultunnels, die einen Friedhof durchzogen und Verbindungen zu einzelnen Gräbern herstellten, wo die Ghouls ihre Beute fanden.

In diesem Stollen lagen zwar keine Leichen, das Gefühl der drückenden Angst, der Panik wollte trotzdem nicht weichen. Ich kam

mir so schrecklich eingeschlossen vor.

Wo war Platz?

Weder an den Seiten noch in der Höhe. Nur vorn. Ich mußte mich durch die Rinne schieben und stieß oder schabte mehr als einmal mit dem Kopf unter der Decke her, die eine unterschiedliche Höhe aufwies. Zu Beginn des Stollens hatte ich das Feuerzeug eingeschaltet und festgestellt, daß ich mich auf keinen Fall drehen konnte.

Wenn ich zurück wollte, mußte ich rückwärts kriechen.

Noch war ich von den Ratten in Ruhe gelassen worden. Ich hoffte, daß dies auch weiterhin geschehen würde. Auf dem Bauch robbend legte ich Meter für Meter zurück.

Der Weg führte in die Tiefe. Nicht unbedingt steil, sehr flach stach er durch die dicken Zuchthausmauern. Bestimmt würde ich außen an irgendwelchen Zellen vorbeikriechen, hinter denen die Gefangenen in ihren Betten lagen und schliefen.

Niemand ahnte etwas…

In der engen Röhre herrschte ein widerlicher Geruch vor. Es stank nicht nur feucht – abgegeben von dem Schmier auf dem Boden, auch der Sauerstoffgehalt der Luft nahm ab, so daß ich Mühe hatte, normal durchzuatmen. Bei jedem Atemzug schmeckte ich den Gestank.

Die Ratten hatten in mühevoller Nagearbeit die Röhre in das Mauerwerk gegraben. Die Maße waren von ihnen nicht verändert worden. Es blieb fast so eng wie in einem Sarg.

Es ließ sich leider nicht vermeiden, daß ich manchmal mit dem Gesicht über den schmierigen und seifigen Röhrenboden glitt. Dann drang mir das Zeug fast in den Mund und verklebte meine Augen.

Ich wischte mir des öfteren das Gesicht frei und legte auch eine kleine Pause ein. Es dauerte seine Zeit, bis sich mein heftiger und keuchender Atem wieder beruhigt hatte.

Stille umgab mich!

Es war eine Ruhe wie in einem tiefen Grab. Ich mochte sie nicht, weil ich mir vorkam wie ein Mensch, den jemand in die Ewigkeit verbannt hatte. In einen Raum, wo es weder Zeit noch Maße gab und das Herzklopfen eines Menschen laut wie Trommelwirbel klang.

Wieder schaltete ich das Feuerzeug ein. Die Flamme fand noch Nahrung.

Das Licht zeigte mir den grauen Schmutz um mich herum.

Ich kroch weiter.

Nach wenigen Metern schon stellte ich fest, daß ich nicht allein unterwegs war.

Das bekannte Trappeln kleiner Füße drang an meine Ohren.

Die Ratten kamen!

Sie huschten von vorn auf mich zu. Ich dachte daran, daß ich wehrlos war. Wenn sie mich überfielen, würde es mir kaum gelingen,

die eine oder andere zu vernichten.

So blieb ich auf dem Bauch liegen und vergrub mein Gesicht in den angewinkelten Armen.

Dann waren sie da!

Sie sprangen mich an, trippelten über meinen Rücken hinweg und quetschten sich durch jede Lücke.

Ich hatte die Gedanken ausgeschaltet. Nur nicht darüber nachdenken, was da an Besuchern über mich hinweglief. Da konnte man sonst durchdrehen. Die Ratten huschten weiter. Ich lebte noch, hob vorsichtig den Kopf an und hatte das Gefühl, nicht mehr allein zu sein.

Das Feuerzeug hielt ich noch fest. Die Daumenkuppe rutschte über das kleine Rädchen. Funken erschienen, danach die Flamme, und ihr Schein leuchtete geradewegs in ein widerliches Rattengesicht.

Das Tier hockte zum Greifen nahe vor mir. Ich schaute direkt in seine Augen, die mich tückisch anschauten und gleichzeitig so, als hätten sie eine Botschaft für mich.

Auf der Stelle machte sie kehrt und rannte davon.

Für mich war es so etwas wie ein Startzeichen, ihr ebenfalls zu folgen. Wieder setzte ich mit robbenden, mühsamen Bewegungen meinen Weg in die unbekannten Gegenden zwischen den Mauern fort.

Noch immer wußte ich nicht, wo ich einmal landen würde. Da dieser schmale Kanal auch weiterhin bergab führte, konnte es durchaus sein, daß ich irgendwo unter dem Zuchthaus in den Abwässerkanälen hervorkroch.

Wer so wie ich durch das absolute Dunkel einer Röhre kriecht, der verliert einfach das Gefühl für die Zeit. Hätte mich jemand gefragt, ich hätte ihm nicht sagen können, ob ich eine oder mehrere Stunden unterwegs gewesen war.

Immer weiter…

Durch den Schlamm, den Schmier, unter der niedrigen Decke wegtauchen. Irgendwo mußte es doch einen Ausweg oder einen Ausgang geben, denn Janos Torday war die Strecke auch gekrochen und immer wieder in seine Zelle zurückgekehrt.

So machte ich weiter und war dankbar für die reißfeste Gefängniskleidung, denn der Drillichstoff hielt wesentlich mehr aus als ein normaler.

Alles hat einmal ein Ende, nur die Wurst hat zwei. Dieses Lied fiel mir ein, als ich plötzlich nicht mehr weiterkam. Meine rechte vortastende Hand war gegen ein Hindernis gestoßen.

Mit dem ersten Griff schon hatte ich feststellen müssen, daß es sich dabei um ein Gitter handelte, das irgend etwas absperrte. Aber was?

Vielleicht den endgültigen Weg in die Freiheit?

Das sollte mir nach Möglichkeit niemand antun. Dann konnte ich ganz einpacken oder den gleichen Weg wieder zurückkriechen.

Wieder trat mein Feuerzeug in Aktion.

Die kleine Flamme ließ ihr Licht über die rostigen Stäbe wandern.

Mit einer Hand rüttelte ich daran und stellte fest, daß sie locker im Untergrund steckten.

Herausziehen ließen sie sich trotzdem nicht, der Trick war ein ganz anderer und viel einfacher. Ich brauchte nur kräftig gegen das Gitter zu drücken, um es an der anderen Seite wegschieben zu können. Nun war der Weg für mich frei.

Ich kroch so rasch wie möglich aus dem Stollen und konnte mich sogar aufrichten.

Himmel, wie das guttat.

Ich drückte den Rücken einige Male durch, machte etwas Gymnastik und fühlte mich schon nach wenigen Sekunden wieder besser und etwas mehr als Mensch. Nicht mehr wie eine schmutzige Schlange, die durch irgendwelche Gräben gekrochen war.

Wo ging es hin?

Ich ließ das Feuerzeug aufleuchten und konnte erkennen, daß ich mich in einer Höhle befand. Steinwände und eine Decke aus Lehm hielten sie zusammen.

Existierte auch ein Ausgang?

Ich wollte gehen, als ich die Ratten sah. Sie kamen aus allen Richtungen, huschten heran und umtanzten mich, als wollten sie mit mir spielen. Ich blieb unbeweglich stehen. Unbehagen erfüllte mich, auf meinem Rücken lag eine Gänsehaut. Ich wartete erst einmal ab, denn die Ratten würden ihren Tanz sicherlich irgendwann beenden.

Das traf zu.

Sie sammelten sich und huschten in eine Richtung weg. Ich hatte das Zeichen verstanden und folgte ihnen.

Mein Weg führte mich durch die Höhle zu einer alten Holzleiter hin, die sich bewegte.

Es war nicht das Material der Leiter, sondern die Ratten, die über die Sprossen kletterten und sich ihren Weg zum Ausgang bahnten.

Als ich nach der ersten Sprosse faßte, quiekte unter mir eine Ratte, weil ich sie zusammengedrückt hatte. Hastig ließ ich sie los, ihr Biß erreichte mich nicht. Dafür huschte sie hoch.

Ich kletterte langsam hinterher, hielt den Kopf erhoben, weil ich erkennen wollte, wo ich herauskommen würde.

Noch sah ich nichts. Kein Stern grüßte mich, auch kein Mond.

Das Ende der Leiter hatte ich erreicht und drückte gegen die Decke über mir. Sie ließ sich bewegen! – Es war für mich der Weg in die Freiheit.

Drei Sekunden später hockte ich außen neben dem Loch, umgeben von einer kühlen, sehr dunklen Nacht, hätte jubeln können und atmete statt dessen die herrlich klare Luft ein.

Das war eine Sache. Wie Weihnachten und Ostern gleichzeitig, so reich beschenkt fühlte ich mich.

Die erste Euphorie war schnell verflogen, die Realität nahm mich wieder gefangen und damit auch der Gedanke daran, was ich anschließend unternehmen sollte.

Ich konnte hier nicht sitzenbleiben, mußte weg, denn nach wie vor stand Janos Torday auf meiner Liste. Die ersten Schritte legte ich geduckt zurück und erkannte vor mir einen flachen Hang.

Den lief ich hoch!

Ich hatte Glück gehabt. Hinter mir befand sich ein hügeliges, wald- und buschreiches Gelände. Vor mir aber war die Sicht klar.

Wie eine Filmkulisse ragte die mächtige Festung des Zuchthauses vor mir in die Höhe. Ein grandioses Bauwerk, mit besetzten Wachtürmen, mit Scheinwerfern und Alarmanlagen, die ich auf meiner Flucht alle umgangen hatte.

Auf allen vier Türmen bewegten sich die Drehscheinwerfer. Sie leuchteten jeden Fleck vor und hinter den Mauern des Zuchthauses ab.

Die Ruhe blieb nicht lange!

Plötzlich war es aus mit der Stille.

Ein greller, heulender Signalton zerriß die Ruhe der Nacht. Das Heulen hörte sich an, als lauerte eine Armee von Wölfen in der Nähe.

Alarm!

Für mich gab es nur einen Grund. Man mußte unsere Flucht und auch den toten Hadek entdeckt haben.

Für mich wurde es Zeit zu verschwinden. Ab jetzt hatte ich nicht nur den Rattenmann als Gegner, sondern auch die Suchtrupps aus dem verdammten Zuchthaus…

***

Schon vor Beginn der Dunkelheit hatte die alte Lorri gespürt, daß sich irgend etwas tun würde. Die Luft war einfach anders als an den vorherigen Tagen.

Nicht von der Temperatur her oder von ihrer Zusammensetzung, nein, die Schwingungen, die durch sie glitten, konnten nur von sehr sensiblen und magisch beeinflußten Personen wahrgenommen werden. Lorri, die Zigeunerin, gehört nun mal zu diesem ausgewählten Kreis.

Sie hatte ihre Hütte so gut wie nicht verlassen, war nur einige Male um das Haus gegangen und hatte finstere Beschwörungen gemurmelt. Jedesmal war sie auch in der Lücke zwischen den beiden Bäumen stehengeblieben und hatte auf den düsteren Komplex des Zuchthauses geschaut, der sich in der Finsternis wie ein grandioses Gemälde abhob.

Dieses Zuchthaus hatte es im wahrsten Sinne des Wortes in sich.

Da hockten nicht nur die normalen Gefangenen in ihren Zellen,

sondern auch jemand, der nur aussah wie ein Mensch.

Lorri wußte, daß er in dieser Nacht wieder zuschlagen würde. Sie hatte die Schwingungen genau gespürt. Auch dicke Zuchthausmauern konnten sie nicht aufhalten.

Wann kam er?

Lorri kannte ihn, obwohl sie ihn noch nie zuvor gesehen hatte.

Aber sie wußte Bescheid, und sie wollte vor allen Dingen nicht noch mehr Tote. Das Morden mußte einfach ein Ende haben.

Seufzend drehte sie sich um. Aus seiner Deckung schoß Satan, ihr Kater, hervor. Jaulend kam er auf seine Herrin zu und preßte sich gegen deren Beine.

Lorri streichelte ihn. »Ja«, flüsterte sie. »Ja, ich weiß, was du willst. Du willst mich warnen, weil du es auch spürst. Es ist etwas in der Luft. Das Grauen wird zurückkehren, ich weiß es, wir wissen es. Komm, Satan, komm ins Haus…«

Der Kater gehorchte. Er lief schon vor und wartete an der Tür, die Lorri mühevoll aufzog.

Im Kamin brannte das Feuer. In den letzten Tagen hatte sie unter großen Mühen Holz zusammengesucht. Mit zunehmendem Alter fiel ihr diese Arbeit immer schwerer. Wer es in den nächsten Jahren übernehmen sollte, daran dachte sie nicht, denn es konnte durchaus sein, daß sie diese Zeit nicht mehr erlebte.

Lorri wußte selbst nicht, wie alt sie war. Jedenfalls hatte sie viel in ihrem Leben erlebt.

Zwei Kriege, aber auch Höhen und schöne Tage. Das alles war nun vorbei. Sie lebte wie eine Einsiedlerin, von den meisten Menschen gemieden, von anderen nur widerwillig akzeptiert.

Lorri schloß die Tür. Ganz bekam sie den Eingang nicht zu, weil sich das Holz wieder einmal unter der kalten Witterung zu sehr verzogen hatte. So blieb sie einen kleinen Spalt offen. Satan hätte mit Mühe hindurchgepaßt.

Der Kater zog es vor, sich auf den Rand des alten, gemauerten Kamins zu legen, wo die Wärme des Feuers über sein Fell strich und ihm das Leben so angenehm wie möglich machte.

Die Zigeunerin dachte darüber nach, wie die folgende Nacht verlaufen würde.

Aus der Finsternis würde sich wie eine Insel das Blut der Unschuldigen hervorschälen. Der Rattenmensch fand immer seine Opfer.

Auch dann, wenn keine Touristen den Strand des in der Nähe liegenden Plattensees bevölkerten.

Lorri hatte die Felle ihrer Schlafstätte vor dem Kamin aufgeschichtet und die von der Decke hängende Petroleumlampe eingeschaltet.

Durch die offene Tür wehte der Wind, erfaßte auch die Lampe und

ließ sie pendeln, so daß sie ihren Schein einmal nach rechts, dann wieder nach links warf. Die Schatten folgten stets. Lorri empfand sie als das Zeichen auf ein neues Unheil.

Zuerst hatte die alte Zigeunerin noch überlegt, ob sie es mit einer Beschwörung wagen sollte, davon aber Abstand genommen, weil sie davon ausging, daß es in dieser Nacht passierte.

Längst war es draußen finster geworden. Dicke Wolken trieben über den Himmel, als wären sie darauf gefaßt, etwas zu zerstören.

Sie verdeckten die Sterne, den Mond. Sie waren regenschwer und würden sicherlich das Wasser irgendwo abladen.

Das Land war groß, weit und steckte voller Geheimnisse, die vor langer Zeit mit hineingebracht worden waren. Von den verschiedenen Völkern, die sich Ungarn als Heimat ausgesucht hatten.

Die Zigeunerin wartete. Ihre dünnen, runenartigen Finger hatte sie übereinandergelegt und starrte aus glanzlosen Augen die Hände an.

Wie lange würden sie sich noch bewegen?

Sie konnte es nicht sagen. Vielleicht war diese Nacht bereits ihre letzte.

Der hinter ihr hockende Kater meldete sich plötzlich. Er gab einen Laut von sich, der die alte Frau alarmierte. Es war kein normales Miauen, eher ein Schrei, der auf eine gewisse Gefahr hinwies, und Lorri schrak zusammen.

Als sie den Kopf drehte, verließ Satan seinen Platz, blieb vor ihr stehen und machte einen Buckel. Sehr langsam drehte er seinen Kopf und schaute zur Tür hin.

Von dort witterte er die Gefahr…

Noch tat sich nichts, aber Satan setzte sich auf seinen Samtpfoten in Bewegung. Wenn er wollte, konnten sie zu gefährlichen Waffen werden.

Er schlich zur Tür…

Kurz davon blieb er stehen. Der Buckel bildete sich nicht zurück.

Er öffnete sein Maul. Diesmal drang kein Schnurren hervor, auch kein Schrei, dafür ein Fauchen.

Satan war gereizt!

Da hörte sie das Geräusch. Noch außerhalb des Hauses war es aufgeklungen. Ein hastiges Trappeln und Trampeln zahlreicher kleiner Füße auf dem Untergrund, dessen Schall durch den Spalt drang und in das alte Haus hineinwehte.

Unbeweglich saß die alte Zigeunerin auf ihren Fellen. Auch in ihrem Gesicht veränderte sich nichts. Sie hatte sich mit dem Geräusch abgefunden.

Sie wußte auch, wer da kam. Noch einmal versuchte sie, Satan zurückzurufen, er kam nicht.

Dafür erschienen die Ratten.

Sie wuchteten ihren Körper mit einer derartigen Kraft gegen die Tür, daß diese nach innen gedrückt wurde und sich der Spalt vergrößerte. Auf einmal waren sie im Raum, und nur Satan stellte sich ihnen entgegen.

In den folgenden Sekunden entbrannte ein furchtbarer Kampf. Der alte Kater gegen die Meute der Ratten, die ihn überfielen und ihm keine Chance ließen.

Er wehrte sich verzweifelt, schaffte es mit seinen Krallen, einige der grauen Tiere blutig zu reißen, biß auch Kehlen durch, aber er mußte verlieren.

Sein Fauchen verstummte. Er jaulte noch einmal auf. Ein klagender Ton, der allmählich verhallte.

Die alte Zigeunerin saß noch immer regungslos auf den Fellen.

Nur in ihrem Gesicht hatte sich etwas verändert. Aus den Augen rannen Tränen und ließen nasse Spuren auf den Wangen zurück.

Es hatte einfach so kommen müssen, sie hatte sich nicht gegen das Schicksal auflehnen können. Es war vorgezeichnet, und sie fühlte sich als einer der Mittelpunkte.

Die Ratten ließen von ihrem Opfer ab. Lorri wollte nicht hinschauen, was sie von Satan zurückgelassen hatten.

War sie nun an der Reihe?

Die Ratten jedenfalls verließen das Haus nicht. Sie fühlten sich wohl, bewegten sich schnell und trippelnd. Einige von ihnen liefen auf Lorri zu und umsprangen ihre Füße. Sogar an den Beinen krabbelten sie hoch. Lorri rührte sich nicht, obwohl sie die harten Pfoten wie kleine Bisse spürte. Sie wußte genau, daß dies erst der Anfang war. Der Anfang von einem fürchterlichen Ende. Diese Nacht war wichtig, denn es war die der Entscheidung.

Kein Tier biß zu. Sie ließen die Frau in Ruhe, als wäre sie etwas Besonderes.

Auch als Lorri ihren Arm bewegte und über die tränenfeuchten Augen wischte, taten sie nichts. Diejenigen Ratten, die noch auf ihrem Schoß hockten, drehten sich um, sprangen zu Boden und liefen ihren anderen Artgenossen entgegen.

Sie bildeten wieder einen Pulk, der vorn spitz zulief und die Form eines Dreiecks besaß.

Wie ging es weiter?

Lorri wartete, und sie hörte die Schritte von draußen. Dann waren sie plötzlich an der Tür. Niemand klopfte an. Der Besucher rammte die Tür einfach auf.

Mit dem nächsten Schritt stand er in der Hütte.

Es war ein großer Mann mit fahlgrauen Haaren und einer knochigen Gestalt.

Janos Torday!

***

Er sagte nichts, er mußte sich nur bücken, weil für ihn die schiefe Decke zu niedrig war. Sein Gesicht wirkte wie gezimmert. Er schaute auf die Reste des Katers, grinste scharf und blickte wieder in das Gesicht der alten Frau.

»Ich habe dich erwartet«, sagte Lorri. »Ich habe genau gewußt, daß du kommen würdest. All die Nächte schon, die langen Tage und Monate. Ich war immer in deiner Nähe.«

»Das habe ich gemerkt.«

»Willst du wieder töten?«

Torday nickte sehr langsam. Er reagierte überhaupt bedächtig vor jeder Antwort. »Ich werde ihn mir holen. Ein neues Opfer. Ich habe ihn in Sicherheit gewiegt, ich habe ihm sogar eine Chance gegeben, denn ich wußte, daß man mich reinlegen wollte. Aber nicht mit mir und meinen Ratten, die mir den Fluchtweg eröffnet haben. Sie legten mich in eine andere Zelle, nur rechneten sie nicht mit der Zähigkeit meiner Freunde, die mir innerhalb von Tagen einen neuen Weg in die Freiheit bissen. Auf sie kann ich mich verlassen, und ich gehöre zu ihnen, weil sie mich als ihren Anführer akzeptiert haben. Ich bin der Rattenmensch, verstehst du?«

»Ich habe es immer gewußt.«

»Ja«, lachte Torday und flüsterte gleichzeitig. »Unsere beiden Schicksale sind sehr eng miteinander verknüpft.«

Die alte Frau schaute ihm ins Gesicht. Sie hörte die Ratten, wie sie sich bewegten, eine neue Position suchten und sich um Tordays Beine versammelten.

»Was willst du tun?« fragte die Zigeunerin. »Nur auf dein Opfer warten?«

Janos nickte.

»Und wo?«

»Er wird kommen!« raunte er. »Ich spüre es. Er ist schlau, er hat es geschafft. Ich hatte meinen Tieren Bescheid gegeben, daß sie ihm helfen. Er wird das Zuchthaus verlassen.«

»Du hättest ihn doch dort gehabt!«

»Ja, aber ich habe alle in der Nacht und unter dem freien Himmel getötet. Auch ihn.«

Lorri nickte. »Mein Kater ist tot«, sagte sie leise. »Er wurde von deinen Ratten zerrissen. Warum hast du das zugelassen? Weißt du eigentlich, was du mir damit angetan hast?«

»Sie brauchten etwas…«

»Er war schon alt. Ich habe ihn geliebt. Du, Janos, hast mir durch seinen Tod ein Stück meiner Seele geraubt. Das finde ich nicht gut von dir.«

»Was soll das bedeuten?« Torday kam näher. Das Mißtrauen war in

ihm hochgekeimt. Gleichzeitig verspürten auch die grauen Ratten eine gewisse Unruhe.

Die Zigeunerin kam nicht mehr dazu, eine Antwort zu geben, weil plötzlich die Stille der Nacht durch den grellen Klang der Alarmsirenen durchbrochen wurde. Ein unheimliches Geräusch, für die Bewohner in der Umgebung des Zuchthauses nicht ungewöhnlich.

Torday schrak zusammen. Seinen Vorsatz hatte er vergessen. Er drehte sich auf dem Absatz herum.

»Kommst du wieder?« fragte die alte Zigeunerin, als er sich auf den Weg zur Tür machte.

»Bestimmt…«

Dann verschwand er und mit ihm auch der Pulk seiner zahlreichen Rattenfreunde…

***

Die mörderisch klingenden Alarmsirenen hatten mir fast das Blut in den Adern gefrieren lassen. Ich befand mich einfach noch zu nahe am Komplex des Zuchthauses, deshalb erreichte mich der Schall auch mit dieser immensen Stärke.

Noch zog ich mich nicht zurück. Dafür krempelte ich meine Hosenbeine hoch und nahm die Waffen ab. Beretta und Dolch fanden andere Plätze. Vor allen Dingen Orte, wo ich besser und schneller an sie herankommen konnte.

Wie von Geisterhänden geleitet, so öffnete sich das gewaltige, aus Eisen bestehende Zuchthaustor. Es glitt in zwei Hälften auseinander und gab den Weg für die Häscher frei.

Diese Szene erinnerte mich an ein mittelalterliches Schauspiel, wenn sich das Tor einer Burg hob.

Ich sah die Kavalkade der Fahrzeuge, zwei Lastwagen und einige Jeeps, und ich hörte das Gebell der Hunde.

Das gefiel mir überhaupt nicht. Wenn sie Spür- und Bluthunde einsetzten, sanken meine Chancen dem Nullpunkt entgegen. Diese Bestien waren dreimal so schnell wie ich.

Wie eine geisterhafte Armee fuhren die Wagen durch das grelle Licht der Scheinwerfer. Staub wirbelte unter den Reifen hoch und begleitete sie als Wolken.

Voran fuhr ein Jeep mit offener Ladefläche, auf der die bellenden Bluthunde hockten und nur mühsam von starken Armen zurückgehalten werden konnten.

Für mich wurde es Zeit.

Hinter mir wuchs eine Landschaft, die sich aus Waldstücken und Buschgruppen zusammensetzte. Schmale Pfade stachen hinein, führten in verschiedene Richtungen. Zumeist nicht sehr breit, so daß sie von einem normalen Fahrzeug kaum befahren werden konnten.

War das meine Chance?
Ich dachte auch an den Rattenmann. Wenn es zwischen ihm und den Häschern zu einer Begegnung kam, würde die Hölle losbrechen. Das Dröhnen der Motoren hatte das schrille Geräusch der Alarmglocken verdrängt. Obwohl es noch nicht nötig war, lief ich geduckt weiter. An manchen Stellen reichte mir das Gras bis zu den Knien. Ich walzte hindurch.
Unter den dürren Zweigen einer Buche fand ich Deckung. Noch stand ich ziemlich hoch.
In der Ferne, dem Zuchthaus praktisch gegenüber, schimmerte eine gewaltige Fläche in einem dunklen Blau oder Grau. Das mußte der in der Nähe liegende Plattensee sein.
Zu weit für mich, auch deckungslos. Ich würde in dieser Umgebung bleiben.
Schon bald hatte mich die nächtliche Dunkelheit eines Waldstücks verschluckt.
Bäume und Büsche wirkten wie eine Dämmschicht. Die Geräusche der Verfolger hatten an Lautstärke verloren, was mich wiederum etwas optimistischer machte.
Von Torday und seinen Ratten sah ich nichts. Nicht ein Nager lief mir über den Weg.
In welche Richtung ich lief, war eigentlich egal. Nur eben nicht in das Zuchthaus zurück und über eine allzu freie Fläche, wo ich schnell entdeckt werden konnte, da einige der Verfolgerwagen sogar mit Suchscheinwerfern ausgerüstet waren.
Das wiederum gefiel mir gar nicht.
Diese lichtintensiven Scheinwerfer machten die Nacht zum Tage.
Sie strahlten sehr weit ab, standen auf drehbaren Stafetten und glotzten mit ihren grellweißen Augen in die Finsternis hinein.
An meiner linker Seite wuchs ein Hanf in die Höhe. Ich quälte mich inzwischen durch Buschwerk und Gestrüpp weiter. Auf dem Hang standen hohe Bäume wie Pfosten. Ihre laubleeren Kronen reckten sich armartig in den Nachthimmel.
Dort konnte ich ebenfalls Deckung finden und besaß noch eine bessere Rundumsicht.
Mit ausgreifenden Schritten lief ich den Hang schräg hoch. Immer wieder sanken meine Füße ein, als wollte das feuchte Erdreich sie nicht mehr loslassen.
Farne und Gras klatschten gegen die Hosenbeine. Ich wühlte mich durch feuchtes Laub weiter, rutschte auch aus, fing mich wieder und rannte dem Ziel entgegen.
Am Ende wurde der Hang ziemlich steil. Mit großen, allerdings langsam gesetzten Schritten überwand ich auch die letzte Strecke und blieb an einem Baumstamm gelehnt keuchend stehen. Trotz der Kühle

war ich ins Schwitzen gekommen.

Ich erkundete meine unmittelbare Umgebung. Was ich von unten her nicht hatte sehen können, war der Weg, der hinter den Bäumen entlangführte, die ihn zu einer Seite hin abdeckten.

Dieser Weg war ziemlich breit, auf ihm konnten Wagen fahren. Ich kniete nieder und suchte nach Spuren.

Keine Gefahr, das Gras war noch jungfräulich und nicht durch Autoreifen geplättet.

Als ich wieder hochkam, erwischte es mich.

Urplötzlich stand ich im Lichtkreis eines starken Scheinwerfers.

Die anderen hatten es raffinierter angestellt, mit ihrem Wagen links in der Finsternis gelauert und, lange genug gewartet und dann den Suchscheinwerfer eingeschaltet, dessen gnadenloses Licht meine Gestalt wie einen Scherenschnitt nachzeichnete.

Ich stand unbeweglich da, bekam eine Gänsehaut, schloß die Augen und hörte die kratzende Stimme aus dem Megaphon. Was gesagt wurde, verstand ich nicht, doch diese Befehle lauten international wohl alle gleich. Daß Gewehr- oder Maschinenpistolenmündungen auf mich gerichtet waren, davon mußte ich einfach ausgehen. Es wäre auch besser für mich gewesen, mich zu ergeben, ich tat es nicht.

Ich wollte zu einem nicht mehr zurück, dann dachte ich auch an den Rattenmann, den ich stellen wollte.

Deshalb handelte ich entgegengesetzt, wie ein Lebensmüder oder Verzweifelter.

Aus dem Stand heraus wuchtete ich mich zurück, die Bewegung endete in einer Rolle rückwärts. Als ich aufprallte, dämpften der weiche Boden und dessen Bewuchs meinen Fall. Ich hatte mich derart kraftvoll abgestoßen, daß ich auf den Hang geprallt war und ihn kopfüber hinabsegelte. Daß ich mich dabei überschlug, war selbstverständlich.

Erst bei der dritten Rolle reagierten die Wachtposten.

Sie schossen.

Die harten Detonationen kamen mir bekannt vor. Sie konnten nur aus Gewehren stammen.

Ich kämpfte mich weiter vor, gab mir noch mehr Schwung und wollte keinesfalls von den Geschossen erwischt werden, die dort, wo sie trafen, den Boden umpflügten.

Einige Male orgelten die Bleigeschosse ziemlich nahe an mir vorbei. Dann verstummte das Schießen übergangslos. Letzte Echos rollten noch durch den Wald.

Auch ich kam zur Ruhe. Der gesamte Hang, den ich vorhin hochgestiegen war, lag jetzt wieder vor mir. Ich richtete mich nur so weit auf, daß ich über die Grasspitzen schauen konnte.

Genau dort, wo sie mich fast erwischt hatten, stand noch immer der

Scheinwerfer als helle Wand. Er bewegte sich um keinen Millimeter, dafür jedoch trat ein anderes Ereignis ein.

Stimmen klangen zu mir hinunter. Ich sah die Hälfte eines Männerkörpers im weißen Licht erscheinen. Befehle wurden geschrien, und einen Augenblick später war es soweit.

Das Bellen klang heiser und brutal.

Dann schnellten die beiden Schatten für einen Moment durch das Licht, bevor sie der nächste Sprung auf die Hangschräge brachte.

Meine Häscher hatten die verdammten Bluthunde losgelassen, die mich innerhalb der nächsten Sekunden stellen würden.

Die Rasse hatte ich nicht erkennen können. Mastinos – Kampfhunde – waren es zum Glück nicht, aber auch andere Tiere konnten, wenn sie abgerichtet waren, lebensgefährlich werden.

Zwei gegen einen!

Aber ich besaß die Beretta, das mußte sich einfach zu einem Vorteil auswirken.

Noch lag ich im Gras, zudem auf ziemlich ebenem Boden. Eine Sekunde später war ich aufgestanden und erwartete die abgerichteten Bestien geduckt und mit schußbereiter Waffe.

Sie rasten den Hang mit wilden Sprüngen hinab, waren derart ungestüm, daß sie manchmal das Gleichgewicht verloren und die Kraft ihrer massigen Körper sie vorschleuderte und über den feuchten Boden rutschen ließ. Doch sie waren sofort wieder auf den Beinen, wuchsen vor mir hoch, und ich sah auch die aufgerissenen Mäuler, aus denen die Zungen dick und rötlich schimmernd hervorhingen.

Dazwischen die blassen Gebisse mit den mörderischen Zähnen.

Der Leerraum zwischen ihnen war derart groß, daß ich sie mit zwei schnellen Schüssen nicht erwischen konnte. Ich mußte mich zunächst auf einen der Hunde konzentrieren.

Ich nahm den rechten.

Ein weiterer Sprung hatte ihn im hohen Gras versinken lassen.

Jetzt stieg er wieder hoch, als käme er aus einem Wellenberg. Sein Sprung steckte voller Kraft, das Fell schimmerte dunkel, und als er den Bogen erreicht hatte, krachte mein Schuß.

Die Silberkugel hieb in seine breite Brust. Damit hatte der Hund nicht gerechnet, die Häscher oben am Hangrand auch nicht, denn sie schrien sich etwas zu, bevor sie wild in die Tiefe hineinfeuerten.

Ich hatte den Platz schon gewechselt. Mit einem langen Hechtsprung nach links brachte ich mich aus der unmittelbaren Gefahrenzone. Der getroffene Hund rutschte noch vor, er jaulte, was im Krachen der Schüsse unterging.

Nicht ich wurde von den Geschossen erwischt, sondern der von mir getroffene Bluthund.

Das bekam ich am Rand mit, denn ich dachte noch an die zweite

Bestie. Sie hätte mich eigentlich längst erreichen müssen. Daß dies nicht der Fall war, dafür gab es einen Grund.

Ich wollte meinen Augen nicht trauen, als ich ihn sah. Wie aus dem Nichts waren die Ratten erschienen und hatten in all ihrer Masse den abgerichteten Hund angefallen…

***

Sie waren grausam, sie waren gierig und ließen sich durch nichts von ihrer Tat abbringen.

Ich hatte in einem Moment der Pause hinter einem Baumstumpf Deckung finden können. Von diesem Ort aus gelang es mir, den Kampf sehr gut zu beobachten.

Nein, ich tat es nicht. Es ging mir einfach gegen den Strich, das Sterben freiwillig mit ansehen zu müssen. Die Geräusche reichten mir völlig aus. Das Heulen des abgerichteten Wachhundes, das Klatschen der Rattenkörper, wenn sie gegen den Hund sprangen und immer wieder ein Reißen, auf das ich nicht näher eingehen möchte.

Außerdem waren da noch die beiden bewaffneten Häscher. Das Licht des Scheinwerfers erhellte ihre Umgebung. Sie schauten vom Rand des Hanges in die Dunkelheit hinein. Um dennoch besser sehen zu können, waren sie etwas vorgelaufen. Einer hatte eine Lampe mitgebracht und ließ den Strahl schräg in die Tiefe fließen. Er reichte nicht ganz aus, um den Ort des schaurigen Geschehens zu erreichen.

Die Waffen setzten die Jäger nicht ein. Ich rührte mich nicht hinter meiner Deckung. Die Mündungen der Schnellfeuergewehre wiesen wie tödliche Löcher in die Tiefe.

Ein lauter Ruf schallte mir entgegen. Der Mann mit der Lampe hatte ihn ausgestoßen. Wen er damit gemeint hatte, war nicht festzustellen. Der zweite Spürhund konnte ihn nicht mehr hören. Er war unter der Last der mordgierigen Ratten zusammengebrochen.

Was von ihm übriggeblieben war, wurde vom hohen Gras verborgen.

Eigentlich hätten die Ratten jetzt verschwinden können, was sie leider nicht taten. Es hielt sich jemand in ihrer Nähe auf, dessen Kommandos sie nur zu gern entgegennahmen.

Auch ich hörte das Raunen. »Da siehst du, John, was ich gut bin. Es sind meine Freunde…«

Ich erstarrte. Liegend zog ich die Beine an und drehte den Kopf.

Janos Torday zeigte sich nicht. Er konnte sich überall verborgen halten. Im Unterholz, zwischen den Bäumen oder sogar auf ihnen sitzen. »Weshalb zeigst du dich nicht?« fragte ich in die Dunkelheit hinein.

»Du wirst mich schon früh genug sehen. Wir werden sie an der Nase herumführen. Bisher sind es nur die Hunde gewesen, bald werden es auch die Menschen sein.«

»Sie haben den Ratten nichts getan und dir auch nicht.«

»Wie redest du, John?« Er lachte mich aus. »Denke immer daran, daß ich in deiner Nähe bin oder sein kann. Du wirst bestimmt ein Ziel finden. Das kannst du mir glauben. Dort werden wir zusammentreffen. Darauf freue ich mich sehr.«

Mich sprach er nicht mehr an. Dafür nahm er mit seinen Ratten Kontakt auf und schickte sie los.

Die Tiere bewegten sich im hohen Gras wie Gewürm. Jemand schien etwas über den Boden zu ziehen und diesen zitternden Teppich in eine Richtung zu schaffen.

Den Hang hoch!

Dort aber standen die beiden Häscher!

Ich konnte sie schlecht warnen. Sie mußten einfach selbst sehen, was da auf sie zukam.

Zunächst rührten sie sich nicht. Vielleicht unterschätzten sie auch die tödliche Gefahr. Dann aber fuhren sie herum und rannten ihrem Wagen entgegen.

Einer stieg ein, der andere blieb noch stehen. Er drückte sich mit dem Rücken gegen einen Baumstamm, legte sein Schnellfeuergewehr an und zielte schräg in die Tiefe.

Dann feuerte er!

Vor der Mündung tanzten die Flämmchen. Für mich hörte es sich an, als würde sein Gewehr explodieren. Er bewegte die Waffe, damit er einen Halbkreis abstreuen konnte.

Die schweren Geschosse pflügten nicht nur den Boden auf, sie hieben ebenfalls in die Körper der Ratten hinein, schleuderten sie hoch, zerhämmerten sie und schienen sie in die weiche Erde eindrücken zu wollen. Aber sie schafften längst nicht alle. Was da von den Kugeln in die Höhe geschleudert wurde, konnte man nur als den berühmten Tropfen auf den heißen Stein bezeichnen.

Der überwältigende Teil der Nager setzte seinen Weg in Richtung Fahrzeug fort.

Dort hatte der zweite Mann bereits den Motor angelassen. Er winkte heftig dann drehte sich der auf der Lafette angebrachte Scheinwerfer und strahlte den Hang hinein.

Das grelle Licht floß über den sich hochbewegenden Teppich aus grauen Rattenkörpern.

Auch der zweite Mann sprang in den Wagen. Sein Kollege startete, der andere feuerte noch aus dem Fenster. Beim Anfahren verlosch auch der Suchscheinwerfer, dafür warfen die normalen ihre Lichtglocke vor das Fahrzeug.

Als die ersten Ratten den Hang hinter sich gelassen hatten, waren die beiden Wächter schon zu weit entfernt, als daß sie von den Tieren noch hätten eingeholt werden können.

Ich richtete mich in eine hockende Stellung auf. Das schrille Pfeifen war von keiner Ratte ausgestoßen worden, obwohl es Ähnlichkeit mit den Lauten der Nager besaß.

Für sie glich es einem Befehl!

Sie stoppten ihren Weg, schlugen einen Halbbogen und rannten den Hang wieder hinab.

Um mich kümmerten sie sich nicht. Weshalb nicht? Sie griffen Menschen an, auch ich gehörte dazu. Vielleicht war meine Bekanntschaft mit Janos Torday der Grund für dieses Verhalten. Dabei war ich erschienen, um ihm das Handwerk zu legen.

Wußte er das nicht?

Der Boden selbst schien zu wandern, als die Ratten ihren Weg den Hang hinab zu ihrem neuen Ziel fanden, wo ihr Herr und Meister in einem Versteck wartete.

Innerhalb der nächsten zehn Sekunden war der Spuk verschwunden. Daß es sich nicht um einen Traum gehandelt hatte, dafür gab es genügend Beweise. Die toten Hunde, die zerschossenen Rattenkörper. Eine grausige Spur zeichnete den Hang.

Ich wollte hier nicht unbedingt Wurzeln schlagen, stand auf und machte mich auf den Weg. Wieder schritt ich den Hang hoch, um den Weg an seinem Ende fortzusetzen.

Mir war klar, daß die Hetzjagd in der nächsten Zeit verstärkt werden würde. Bestimmt besaßen die Fahrzeuge Funk, da konnten sich die Jäger untereinander verständigen.

Wie viele dieser Nager existierten eigentlich? Eine Antwort auf diese Frage interessierte mich brennend. Obwohl mich der Gedanke daran schaudern ließ, hätte ich gern mit Torday gesprochen, auch wenn er von Ratten umgeben war.

Bei den gefundenen Toten hatten die Experten andere Bißwunden festgestellt, als die, die normale Ratten hinterließen. Ich ging von einer Riesenratte aus. Bisher war sie mir in dieser mutierten Form noch nicht begegnet. Deshalb wartete ich förmlich auf den Zeitpunkt, daß sich Torday verwandelte.

Es gab Werwölfe, es gab Wertiger – mit beiden hatte ich schon Erfahrungen gesammelt, weshalb sollte es dann keine Werratten geben? Diese Gedanken beschäftigten mich, als ich meinen Weg fortsetzte. Weg vom Zuchthaus, hinein in das mir unbekannte Land, wobei ich mir über das Ziel selbst nicht im klaren war.

Besaß Torday ein Versteck? Würde er abwarten und später zuschlagen? Alles war möglich.

In den vergangenen Minuten hatte ich von den Häschern und ihren Fahrzeugen nichts mehr entdeckt. Hin und wieder war nur das heisere Bellen der Suchhunde als schwache Echos durch die Nacht geklungen.

Plötzlich entdeckte ich das Licht!

Es gehörte zu keinem der Verfolgerwagen, befand sich mit mir auf gleicher Höhe und stand still.

Auch ich blieb stehen.

War es eine Falle? Hatte man dieses Licht bewußt für mich leuchten lassen?

Der Schein konnte nicht von einer Lampe stammen. Dafür besaß er nicht den kalten, hellen Schein. Er wirkte sanft, beinahe gemütlich. Ich riskierte es und näherte mich dem Ziel.

Schon bald wußte ich, woher der dünne Schein drang.

Aus dem Fenster einer alten, baufällig wirkenden Hütte, die von einer natürlichen Insel aus Bäumen und Unterholz umgeben war und dabei auf einem kleinen Hügel stand.

Sie sah so harmlos aus, aber ich war vorsichtig, schlug einen Bogen und entdeckte tatsächlich einen versteckt geparkten Jeep russischer Bauart in der Nähe.

So also lief der Hase.

Man hatte im oder am Haus für mich eine Falle aufgebaut. Ein kaltes Lächeln glitt über mein Gesicht, als ich mich hinter einen Strauch duckte und abwartete…

***

Lorri, die alte Zigeunerin, rührte sich auch dann nicht, als sie das Geräusch der herankommenden Autos hörte und feststellte, wie die Motoren direkt vor ihrer Behausung verstummten. Sie hatte einfach damit gerechnet, daß sie Besuch bekommen würde. Hin und wieder geschah das schon mal. Ein jeder, der im Zuchthaus arbeitete, kannte den Wohnplatz der Zigeunerin. In dieser Nacht gab es für ihren Besuch einen anderen Grund.

Den machten sie auch deutlich, als sie die Tür fast schon eintraten.

Sie stürmten in die Hütte und verteilten sich sofort mit schußbereiten Waffen innerhalb des Hauses.

Zu viert waren sie gekommen und füllten das Haus mit ihrer Anwesenheit nicht nur körperlich aus. Von ihnen ging auch eine gewisse Drohung aus, und zwar psychisch.

Lorri ließ sich nicht beeindrucken. Ruhig schaute sie den Männern entgegen.

Einer von ihnen trat gegen die Reste der Katze. Es war der Anführer der vier Häscher. »Dein Kater?« fragte er.

Lorri nickte.

»Weshalb ist er umgekommen?«

»Es waren Ratten!«

Die Augen des Anführers verengten sich zu Sicheln. Er war ein dunkelhaariger Mann aus dem Süden des Landes und besaß etwas Indianerhaftes in seinen Gesichtszügen. Er trat sehr nahe an sie heran.

Die Mündung seiner Maschinenpistole berührte fast ihre Stirn.
»Ratten«, sagte er leise, »woher sind sie gekommen?«
»Von draußen.«
»Rede keinen Mist, Alte. Ich will wissen, weshalb sie gerade dich ausgesucht haben?«
»Das weiß ich nicht. Die Katze muß sie angelockt haben. Sie waren plötzlich da.«
»Einfach so?«
»Ja. Ich mußte mit ansehen, wie Satan starb. Ich habe ihn geliebt, er war mein ein und alles.«
Der Mann wischte diese Antwort mit einer Handbewegung zur Seite. Was interessierten ihn die Gefühle der alten Zigeunerin? »Hör zu, Lorri, du weißt bestimmt, was in dieser Nacht geschehen ist.«
»Ich kann es mir denken, denn ich hörte wieder einmal die Sirenen aufheulen.«
»Genau. Wir jagen zwei Ausbrecher, verstanden? Es sind zwei Leute gewesen.«
Lorri schaute hoch. »Sie können sich hier umschauen. Sie werden nichts finden. Zu mir sind sie nicht gekommen.«
»Dafür die Ratten – wie?«
»Leider.«
Der Anführer gab seinen Leuten einen Wink. Zwei von ihnen durchsuchten das Haus, dem noch ein kleiner Vorratsraum angeschlossen war. Der dritte blieb an der Tür stehen.
»Ihr werdet nichts finden«, sagte Lorri. »Ich habe mit den Ausbrechern nichts zu tun.«
»Das glauben wir dir, Alte. Nur wollen wir ganz sicher gehen.«
»Hütet euch«, sagte Lorri plötzlich.
»Wovor denn?«
»Wenn die Ratten kommen, werden sie euch zerreißen. Sie sind gefährlich. Ich glaube nicht, daß ihr sie stoppen könnt. Sie stehen unter einem Befehl, das spüre ich. Also gebt genau acht. Geht ihnen aus dem Weg, das ist besser.«
»Wie kommst du darauf?«
Lorri hob die Schultern. »Ihr alle wißt, wer ich bin…«
»Ja, eine Hexe!« meldete sich der Mann an der Tür. »Eine alte Hexe. Das sagt man.«
»Ich sehe mich nicht so. Ich möchte euch vielmehr warnen, denn ich habe hinter die Dinge geschaut und das Grauen gesehen. Als ich meinen Zauber in einer Vollmondnacht durchführte, da war mir klar, daß etwas passieren würde. Hat es nicht schon genügend Tote gegeben? Hat man im Sommer nicht den Mann und die Frau unten am See gefunden? Ich habe sie nicht gesehen, doch ich besitze Ohren, um hören zu können. Der Wind flüsterte mir zu, daß sie schrecklich

ausgesehen haben müssen.«

»Das waren die Ratten!«

»Vielleicht.« Lorri breitete die Arme aus. »Doch auch bei ihnen gibt es Unterschiede.«

»Wie meinst du das, Alte?«

»Das müßt ihr selbst feststellen. Ihr sitzt in einem großen Nest. Keiner von euch hat darauf geachtet, daß andere Vögel dieses Nest benutzten und ein fremdes Ei hineinlegten.«

Der Anführer überlegte. »Du sprichst von unserem Zuchthaus?«

»Ich kann es nicht abstreiten.«

»Und wer ist das fremde Ei dort?«

»Das müßt ihr selbst herausfinden. Es hat das Nest verlassen, ist unterwegs, um von euch eingefangen zu werden. Ich gebe euch den Rat, vorsichtig und auf der Hut zu sein. Manch einer ist als einzelner stärker als eine Armee.«

»Das kann hinkommen, Alte. Wer ist in diesem Fall der einzelne?«

»Dieses ist nicht mein Problem.«

Der Boß der Truppe nickte. Er wollte etwas sagen, wurde jedoch gestört, weil eines der mitgebrachten Funkgeräte einen Piepton von sich gab.

Der Mann an der Tür nahm die Meldung entgegen und wurde bleich. Die Hand mit dem Gerät zitterte, es rutschte fast von seinem Ohr. Er ließ den Arm sinken und schüttelte den Kopf.

»Was ist los?«

»Ratten, zwei Hunde sind tot. Es wurde geschossen, nicht von unseren Leuten…«

»Verdammt noch mal, mach dein Maul auf. Rede endlich! Was ist geschehen?«

Stockend gab der Angesprochene seinen Bericht ab. Gespannt lauschten die Männer den unglaublich klingenden Worten. Dabei konnten sie nicht vermeiden, daß sich auf ihren Gesichtern eine Gänsehaut abzeichnete. Plötzlich hatten sie Furcht bekommen.

»Das Kuckucksei«, sagte die alte Lorri. »Ich habe davon gesprochen, denkt daran. Jetzt liegt es in eurem Nest. Gebt acht, seid auf der Hut. Die Ratten sind überall. Sie haben nur auf diese Stunde gewartet.«

Der Mann mit den indianderhaften Zügen trat mit dem rechten Fuß auf. Sein Stiefelabsatz knallte auf den hart gestampften Lehmboden. »Wir werden die Brut verbrennen. Es hat im Zuchthaus bereits einen Toten gegeben. Sie zerbissen einen Kollegen von uns, jetzt haben sie Hunde getötet, aber sie werden die Nacht nicht überleben. Ich lasse Flammenwerfer anfordern. Das ist die einzige Möglichkeit.«

Lorri erwiderte nichts. Nur in ihren Augen lag ein Ausdruck der Skepsis.

Der Anführer winkte seinen drei Leuten zu. So wie sie gekommen

waren, verließen sie auch die Hütte. Stürmisch und von einem Hauch Brutalität umweht. Ihr Chef drehte sich noch einmal um. Er sprach Lorri an. »Es kann sein, daß wir noch einmal zurückkehren werden. Ich hoffe, daß du meine Fragen dann genauer beantworten kannst. Wenn nicht…« Er deutete in Richtung Zuchthaus. »Hinter den Mauern ist noch genügend Platz, auch für eine Hexe.«

Er ging, und Lorri schaute ihm kopfschüttelnd nach. »Narren«, flüsterte sie, »was seid ihr doch für Narren!« Sie nickte. »Manchmal sterben Narren schnell.«

Draußen fuhren die Wagen mit durchdrehenden Reifen ab. Lorri wartete, bis das Motorengeräusch verklungen war. Erst dann stand sie mühsam auf und ging mit steifen Schritten durch den Raum. Auf dem Rost stand ein Kessel mit Wasser. Es köchelte vor sich hin. Lorri legte Holz nach. Die Flammen fraßen sich gierig an die neue Nahrung heran.

Vom Regal nahm die Frau eine Porzellanschale ohne Griff. Sie füllte Tee hinein und übergoß ihn mit dem heißen Wasser. Nachdem er gezogen war und sein Aroma durch die Hütte wehte, trank sie schlürfend die ersten Schlucke.

Sie war traurig, ihr Herz mit Bitterkeit erfüllt. Es war die Nacht des Todes, so wie sie es vorausgesehen hatte. Gleichzeitig auch die Nacht der Entscheidung. Alles konnte sich mit einem Schlag ändern, wenn das eintrat, womit sie rechnete.

Der Ratten-Terror war schlimm. Er sollte nicht noch schlimmer werden, das nahm sie sich vor.

Sie trank die Schale leer. Auf dem Boden klebten die kleinen Teeblätter. Lorri schaute hinein, als könnte sie daraus lesen. Möglicherweise stimmte es, denn sie wußte plötzlich, daß sie nicht mehr allein war. Zwar in der Hütte, aber außerhalb tat sich etwas. Sie hörte nichts, sie empfing nur diese ungewöhnlichen Schwingungen. Da mußte jemand angekommen sein, ein Fremder…

Lorri stellte die Tasse weg. Sie konnte die Schritte des Fremden sehr genau verfolgen.

Jetzt näherte er sich der Tür, blieb davor stehen.

Die alte Zigeunerin drehte sich um. »Komm zu mir«, sagte sie.

»Komm ruhig her. Ich glaube sogar, daß ich dich erwartet habe, Fremder.«

Der Mann drückte die Tür nach innen, und Lorri drehte sich nicht einmal um…

***

Ich schaute auf ihren Rücken, sah das graue Haar, das Ähnlichkeit mit verfilzten Spinnweben aufwies, und wartete darauf, daß sich die Frau umdrehen würde.

Sie ließ sich Zeit damit, atmete schwer, so daß ich Gelegenheit bekam, mich in der Hütte umzuschauen. Über die schlichte Einrichtung sah ich hinweg. Mir fiel aber etwas anderes auf. Es waren die Reste des getöteten Katers. Beim ersten Blick schon wußte ich, wer dafür die Verantwortung trug.

Ich räusperte mich, ging vor, und die Frau redete, ohne daß sie sich umdrehte. Ich verstand sie nicht und antwortete mit einer auf deutsch gesprochenen Frage. Die meisten alten Menschen hier verstanden noch Deutsch. Bei Lorri war es nicht anders.

»Ich weiß, wer du bist.«

»Und wer, bitte?«

»Derjenige, der alles entscheiden kann. Ich habe dich bereits in meinen Vorstellungen gesehen. Ich wußte, daß du kommen wirst, um das Grauen zu stoppen.«

»Ich habe es nicht geschafft.«

»Das weiß ich. In dieser Nacht ist Schlimmes passiert. Es wird noch mehr geschehen, das weiß ich.« Sie hatte mit müde klingender Stimme gesprochen, in der kein Funken Hoffnung mehr lag. Endlich drehte sich die alte Frau um.

Ich sah sie von vorn, ihr Gesicht und hatte Mühe, einen Schrecken zu unterdrücken. Diese Person mußte uralt sein. Eine Haut wie Baumrinde, gezeichnet von einem Leben mit sehr wechselvoller Geschichte. Trotz des hohen Alters wirkten die Augen recht wach.

»Wer bist du?« fragte ich.

»Lorri, eine Zigeunerin. Ein kleines Rad im Getriebe der Zeiten.«

Sie seufzte und nahm wieder auf ihren Fellen Platz.

Ich blieb stehen und lauschte. Von draußen hörte ich nichts. Keiner der Häscher fuhr die Hütte an. Die Stille lag wie Blei über der näheren Umgebung.

»Du solltest dich hinsetzen«, sagte die alte Frau. »Es ist besser so. Ich will nicht, daß du stehst.«

»Danke.« Ein alter Hocker bot mir Platz. Wir schauten uns an.

Zwischen uns baumelte die alte Petroleumlampe von der Decke. Sie brannte ruhig. Schatten waren fast nicht vorhanden. Wenn sie über den Boden tanzten, dann stammten sie vom flackernden Kaminfeuer.

»Ein Fremder kommt aus einem fernen Land, junger Mann. Ist das nicht so?«

»Im Prinzip schon. Ich komme aus England.«

Sie nickte. »Du bist etwas Besonderes, das spüre ich. Du trägst etwas bei dir, das nicht jeder hat.«

»Ja, ein Kreuz.«

Sie lächelte. »Nicht irgendeines. Es ist ein altes Kreuz, das auch nicht jeder tragen darf. Deshalb glaube ich, daß sich der Wind des Schicksals gedreht hat, als er dich zu mir wehte. Ich freue mich über

deinen Besuch und wünsche mir gleichzeitig, daß er nicht stattgefunden hätte, denn es steht einfach nicht fest, daß du derjenige bist, der alles an sich reißen und das Schicksal wenden kann.«

»Es geht um die Ratten und deren Anführer?«

»Ja, den Rattenmann.«

»Wer ist es?«

»Bist du nicht auch aus dem Zuchthaus gekommen?« fragte mich die alte Frau nach einer Weile.

»Ich brach aus.«

»Dann hast du ihn gesehen, denn er muß dir den Weg geebnet haben. Janos Torday.«

»Wir saßen in einer Zelle.«

Lorri hob den Finger. »Seinetwegen bist du gekommen. Man hat dich geholt, um den Terror zu beenden. Wie heißt du?«

»John Sinclair.«

»Ich heiße Lorri. Dein Name sagt mir nichts, aber was sind schon Namen in dieser Welt? Es kommt auf den Menschen an. Ich habe in meinem langen Leben viele von ihnen kennengelernt. Gute und schlechte, leider waren die meisten schlecht. Viele wollten gewisse Dinge einfach nicht sehen. Damals wie heute.«

»Dann gibt es den Ratten-Terror schon länger?«

»So ist es.«

»Wie lange?«

Lorri seufzte. »Ich kann es dir sagen, aber es ist uninteressant. Zahlen interessieren uns nicht, wirklich nicht.« Sie schüttelte den Kopf und fügte einen Satz hinzu, der mich fast erschreckte. »Ich trage daran die Schuld.«

»Wie? An dem Rattenzauber?«

»Du hast richtig gehört. Ich hätte ihn töten sollen, ich habe es nicht getan.«

»Sprichst du von Janos Torday?«

»Er ist die Person, um die sich alles dreht. Janos Torday. Ich habe ihn nicht getötet – damals.«

»Weshalb nicht?« Es war eine dumme Frage, denn es gehört etwas dazu, einen Menschen umzubringen.

»Weil er mein Sohn ist!«

Das war ein Schlag. Wortlos starrte ich die alte Frau an. Gedanken über das Alter schossen mir durch den Kopf. Wie viele Jahre mochte sie zählen?

Neunzig, weniger – mehr? Wie alt war Torday. Ich hatte ihn lange genug aus unmittelbarer Nähe gesehen. Es gibt Menschen, die man als alterslos einstufen kann. Torday konnte fünfzig, aber auch erst vierzig sein.

»Du denkst nach?«

»Das sieht man mir wohl an.« Ich strich fahrig über meine Knie.
»Er ist also dein Sohn.«
»Ich lüge nicht.«
»Das habe ich auch nicht angenommen. Doch weiß Janos, daß du seine Mutter bist?«
»Nein, nicht genau.« Sie schaute auf ihre Hände, als hätte sie Furcht davor, mir ins Gesicht zu sehen. »Ich glaube eher, daß er etwas ahnt. Zwar nicht die genaue Wahrheit, doch er muß spüren, daß es zwischen uns beiden etwas gibt. Ein Band verbindet uns. Wir sind uns irgendwo gleich, verstehst du das?«
»Ich bemühe mich. Hat er nie Fragen gestellt?«
»Das wäre ihm nie in den Sinn gekommen. Dafür gibt es einen guten Grund. Er weiß nichts von seinen Eltern.«
»Wer ist der Vater?«
Sie blies in den Raum hinein. »Ich habe ihn vergessen. Er ist mit dem Wind gekommen, er ist mit dem Wind gegangen. Darüber will ich nicht mehr sprechen. Auch Janos habe ich nie etwas davon gesagt.«
»Wo gibt es die Verbindung zu den Ratten?«
»Es ist ein alter Zauber, den ich beherrschte. Ich war schwanger und stand schon in den Wehen, als ich den Rattenzauber anwandte. Ich wollte, daß er mich beschützt. Ich war damals so allein. Heute bin ich es auch, nur kam es mir schlimmer vor, als junger Mensch allein zu sein. Ich kannte meinen Zauber. Ich habe von meinen Vorfahren viel gelernt. Sie brachten mich mit Dingen in Kontakt, die andere Menschen ablehnten. Zu diesen Geheimnissen gehörte auch der Rattenzauber, den ich durchführte. Ich mußte ihn beschwören, was mir gut gelang. Nur hätte ich einen anderen Zeitpunkt wählen sollen. Mein Sohn, der kurz vor der Geburt stand, bekam diesen Zauber mit. Er wurde ihm eingeimpft. Schon beim ersten Schrei stand fest, daß er etwas Besonderes werden würde, ein Rattenmensch. Halb Mensch, halb Ratte. Die Kräfte schlummerten in ihm. Als Kind spielte er gern mit Ratten. Sie kamen zu ihm, weil sie ihn liebten.«
»Du hast ihm nichts erklärt?«
»Nein, ich gab ihn ab. Ich wollte ihn nicht großziehen. Er wuchs in einem Heim auf. Es liegt nicht weit von hier entfernt. Wenn ich wollte, konnte ich ihn sehen, doch ich habe ihn nur aus der Ferne betrachtet und nie ein Wort mit ihm gesprochen. Er ging seinen Weg, nur war es in den Augen der Menschen der falsche. Er wurde zu einem Verbrecher. Er tötete, er raubte. Man faßte ihn und steckte ihn, den Freiheitsliebenden hinter die dicken Mauern des Zuchthauses, wo er sein restliches Leben verbringen sollte.«
»Keiner wußte, welche Kräfte in ihm schlummerten?«
»Woher auch?« So etwas wie Stolz leuchtete in den Augen der alten Frau. »Ich habe aus guten Gründen den Mund gehalten. Ich wollte

nicht, daß irgend etwas an die Oberfläche gerät. Er war nun einmal mit dieser Begabung ausgestattet, das mußten wir akzeptieren, wenn du verstehst, John Sinclair.«

»Ich habe dafür kein Verständnis. Im Gefängnis konnten ihn die Mauern nicht halten. Er bekam Unterstützung von seinen vierbeinigen Freunden und brach aus.«

»Ja, sie nagten ihm die Gänge frei. Es gibt viele Ratten hier. Sie alle gehorchen ihm und kommen, wenn sie seinen Ruf vernehmen. Auch Zuchthausmauern können sie nicht aufhalten. Er ist so etwas wie ihr König. Sein wilder Trieb brach in der Zelle voll durch. Er verließ das Zuchthaus und tötete. Ich bekam alles mit, ich wußte, wer sich für die Morde verantwortlich zeigte, aber ich hielt den Mund. Mir hätte man nicht geglaubt. Ich führte meine Beschwörungen durch und sah all das Schreckliche. Aber ich erkannte auch, daß ein Gegner kommen und versuchen würde, ihn zu stellen.«

»Der sitzt jetzt vor dir.« Ich schüttelte den Kopf. »Gegner mag zwar stimmen, aber dein Sohn hat es nicht erkannt. Ich bin mir nicht sicher, doch ich glaube, daß er in mir nicht den großen Feind sieht. Dann hätte er mich schon getötet. Das Gegenteil von dem trifft eher zu. Durch seine Ratten ist es auch mir gelungen, einen Weg in die Freiheit zu finden. Man sucht uns, bestimmt wird man uns finden, aber ich muß auch ihn finden. Noch sitzen wir wie auf einer Insel.«

»Wenn sie ihn stellen, wird er sie zerreißen.«

»Ist er gegen Kugeln gefeit?«

»Ich weiß es nicht. Er wird ein Heer von Ratten gegen sie schicken. Wenn hundert von ihnen den Tod erleiden, kommen zweihundert nach. Damit müssen sie rechnen.«

»Ich habe draußen erlebt, wie sie ihn beschützten und auch mich. Keine Ratte hat mir bisher Böses getan. Darüber denke ich nach, Lorri.«

»Wie ich ihn kenne, wird er seine eigenen Pläne verfolgen. Er hat immer das getan, was er wollte, hat auf andere nie Rücksicht genommen und auch niemals welche zu nehmen brauchen.«

Ich deutete auf die Reste des Katers. »Er war auch bei dir?«

»Seine Ratten töteten Satan, meinen treuesten Freund«, erwiderte sie traurig.

»Du müßtest ihn deswegen hassen!«

Sie breitete ihre Arme aus. »Kann man sein eigen Fleisch und Blut hassen, John Sinclair?«

Ich atmete tief ein. »Das glaube ich wohl nicht. Zumindest wäre dies unmenschlich. Irgendwo wollen wir uns ja von den anderen Mächten unterscheiden.«

»Der Meinung bin ich auch. Vielleicht haben die Ratten getan, was sie tun mußten. Ich jedenfalls werde ihm keinen Vorwurf machen. Ich

bin jedoch überzeugt davon, daß er wieder zu mir zurückkehren wird. Sehr bald schon, John Sinclair.«

»Was macht dich so sicher?«

Ihr rechter Zeigefinger, der aussah wie ein alter Zweig, deutete auf mich. »Es ist deine Anwesenheit hier, die mich derart sicher macht. Nur du allein bist es.«

»Sucht er einen Partner?« Meine Frage klang leicht spöttisch.

»Das bestimmt nicht. Er wird gemerkt haben, daß du nicht auf seiner Seite stehst. Auch ich habe feststellen können, wer du bist. Du stehst als normaler Mensch vor mir, doch du trägst etwas bei dir, daß dich aus der Masse abhebt, das Kreuz. Alte Legenden erzählen davon, daß es vor langer Zeit seinen Weg durch die Hände der Zigeuner gegangen ist. Stimmt es?«

»Du hast recht. Vera Mönössy hat es einmal besessen. Sie war eine Zigeunerin.«

»Da ist die Verbindung! Auch ich bin eine Zigeunerin. Janos gehört ebenfalls zu diesem Volk und besitzt demnach den genauen Durchblick. Er wird für alles seine Gründe haben.«

»Wenn er wirklich nicht auf meiner Seite steht, begreife ich nicht, daß ich nicht zu einem Opfer seiner Ratten geworden bin. Das ist für mich nicht…«

»Geduld, John Sinclair.« Sie hob die Hand. »Du wirst den Grund früh genug erfahren.«

»In dieser Nacht?«

»Das steht fest.« Sie stand plötzlich auf. »Sogar in den nächsten Minuten.«

Ich schaute sie an. Aus der offenen Feuerstelle drangen Licht und Schatten. Ihr wechselvolles Spiel zeichnete das Gesicht der alten Frau. Sie hielt den Kopf leicht gedreht, als könnte sie durch die dicken Holzwände der Hütte nach draußen schauen.

»Ja, es tut sich etwas. Du brauchst nicht mehr lange zu warten. Er ist da, ich spüre es. Er befindet sich in der Nähe. Und nicht nur er!« hauchte sie. »Janos hat seine Freunde, die Ratten, mitgebracht…«

***

Wenn sich jemand in den Wäldern um den See herum auskannte, dann war es Janos Torday. Bei seinen nächtlichen Ausflügen hatte er genug davon mitbekommen, er hatte sich Verstecke angelegt, weil er sicher war, daß er sie später einmal würde benutzen können.

Es war so eingetroffen.

Die Häscher hatten ihn nicht gefunden, obwohl sie ihre Bemühungen verstärkten und mit noch mehr Wagen die Gegend absuchten.

Die hellen Scheinwerfer erwiesen sich für sie auch als Nachteil. So konnte Janos ihren Weg ständig verfolgen.

Er hatte sie vorbeiziehen lassen und erst dann sein Versteck verlassen. Noch besaß er sein menschliches Aussehen, doch er witterte wie ein Tier, weil er eine bestimmte Spur aufnehmen wollte.

Lange genug hatte er sein Vorhaben hinausgeschoben, jetzt wollte er nicht mehr warten.

Und so machte er sich auf den Weg zu einem Ziel, dem er schon einmal einen Besuch abgestattet hatte.

Es war die Hütte der alten Lorri. Wenn er über diese Frau nachdachte, überkam ihn ein Gefühl, das er ansonsten in seinem Leben nie kennengelernt hatte.

War es Sympathie, war es Verbundenheit mit einer Frau, die ebenso einsam lebte wie er?

Das konnte es nicht sein, denn davon gab es viele. Was also zog ihn dorthin?

Zunächst die Witterung. Er wußte mit einemmal, daß bei Lorri der Mann war, den er suchte und der ihn suchte. Auf Schleichwegen näherte er sich dem Ziel.

Mit ihm bewegten sich die Ratten.

Es waren viele. Er hatte sie alle geholt. Und sie liefen hinter ihm her wie eine breite, graue Fahne, die jemand über den Boden und durch das Gras schleifte.

Nichts konnte sie aufhalten. Sie übersprangen jedes Hindernis, kamen überall durch. Wenn es einmal zu stark war, fraßen sie sich kurzerhand hindurch.

Die Ratten blieben bei ihm, als würden sie an seinen Hacken kleben. Er führte sie durch den Wald, über Hänge hinweg und durch Mulden, bis er auf einer Höhe blieb und das einsame Licht in der Finsternis schimmern sah.

Da lag die Hütte.

Torday blieb stehen. Er ging die letzten Schritte langsamer. Zwischen den Bäumen, durch Unterholz gut abgeschirmt, duckte er sich zusammen.

Minutenlang blieb er hocken. Er hatte die Arme ausgestreckt, die Hände gegen den Boden gestemmt und konzentrierte sich auf das Ereignis, das bald eintreten würde.

Die Mutation!

Es begann mit einem Ziehen. Dieser Schmerz zog sich vom Nacken bis hin zu den Füßen. Als wäre jemand dabei, seine Haut mit glühenden Zangen zu straffen.

Sein Gesicht und auch die Haut nahmen eine andere Farbe an. Das Helle verschwand, der graue Schimmer fand überall seinen Platz, und sein Gesicht bewegte sich zitternd. Anstelle eines Mundes wuchs ihm plötzlich eine Schnauze. Scharf und spitz, im Innern mit Zähnen wie Nadeln. Barthaare entstanden, sensible Sensoren, die auf Gefahren

geeicht waren. Der Körper bauschte sich noch auf, die Kleidung knackte in den Nähten. Aus seinen Händen und Armen wurden Pfoten mit harten Krallen.

Nur die Beine blieben normal, der Oberkörper und der Kopf unterschied sich nicht mehr von dem einer normalen Ratte.

Es war geschafft. Janos Torday hatte sich zu einem Rattenmenschen entwickelt.

Wenig später ging er los, um das durchzuführen, was er sich vorgenommen hatte.

Die grauen Nager folgten ihm auf den Füßen…

***

Lorri hatte die entscheidenden Worte mit einer ruhig klingenden Stimme gesagt. Ich sah keinen Grund, ihr zu mißtrauen. Diese Frau wußte mehr als ich. Sie spürte Dinge, die mir noch verborgen geblieben waren. »Jetzt wird es wohl zu einer Entscheidung kommen!« flüsterte sie und strich über ihre Felle. Diese Bewegung kam mir fast so vor wie eine Geste des Abschieds für immer.

Ich drehte mich um. Die Schritte führten mich bis dicht vor das Fenster.

Es war keine gute Idee gewesen, durch die Scheibe schauen zu wollen. Eine Schicht aus Staub klebte außen und innen an dem Glas.

Da war nichts zu sehen.

»Bleib hier im Raum«, warnte mich die alte Frau, als sie sah, daß ich zur Tür ging.

»Weshalb?«

»Dort lauert die Gefahr«, wisperte sie mir entgegen.

Ich ignorierte die Worte. Neben dem Kamin lag das Holz. Nicht nur klobige Stücke, auch handliche Knüppel. Einen davon nahm ich an mich und hielt ein Ende in die Flammen.

Das Holz fing sehr schnell Feuer, obwohl es nicht mit Pech getränkt war. Mit der primitiven Fackel in der Rechten verließ ich die Hütte, blieb dicht vor der Tür stehen und leuchtete die nähere Umgebung aus. Zunächst sah ich nichts, weil ich die Fackel zu hoch hielt. Als die Flamme in Kniehöhe über den Boden strich, da hatte sich das Gras farblich verändert.

In einer Breite von gut einem Meter tanzte der Widerschein über eine graue Fläche, sie sich aus dicht zusammengedrängten Rattenkörpern gebildet hatte.

Es waren Hunderte dieser Tiere, die vor der Hütte hockten und sich nicht bewegten.

Ich ging zurück. Dabei spürte ich den Magen hoch in der Kehle.

Der Schauer lag wie eingebrannt auf meiner Haut. Gegen diese Invasion der Nager hatte ich nicht die Spur einer Chance. Sie würden

mich nicht weiterkommen lassen, und ich ging zudem davon aus, daß sie die anderen Seiten der Hütte ebenfalls unter Kontrolle hielten.

Die Härchen in meinem Nacken stellten sich hoch. Wenn ich einatmete, spürte ich den Rauch des Feuers im Hals, auch die Augen tränten durch den Qualm.

Ich ging wieder zurück.

Lorri besaß trotz ihres hohen Alters noch sehr gute Augen. Sie sah mir an, daß etwas geschehen war. »Sie sind in der Nähe, nicht wahr? Ich habe mich nicht geirrt.«

»Das hast du nicht. Unzählige Ratten haben deine Hütte umstellt. Wir sind gefangen.«

Sie nickte mir zu. »Damit mußten wir rechnen. Diese Nacht ist entscheidend für dich, John Sinclair. Ob du weiterleben oder tot sein wirst, das zeigt sich in den folgenden Minuten. Ich weiß nicht, was du tun willst, aber konzentriere dich auf den einen.«

»Janos habe ich nicht gesehen.«

»Du Narr.« Sie lachte krächzend auf. »Er ist ebenfalls in der Nähe. Er läßt seine Ratten nie allein. Umgekehrt ist es ebenso. Wo die Ratten sind, da ist auch er. Das mußt du wissen.« Sie hustete. »Menschen und Ratten, so unterschiedlich sie auch sein mögen. Doch es gibt Gemeinsamkeiten zwischen ihnen.«

Ich sprach zunächst nicht mehr weiter, weil ich abwarten wollte, was geschah.

Die Armee der Ratten verhielt sich ruhig. Kein Laut drang an meine Ohren. Nicht einmal den Wind hörte ich. Er schien sich bewußt zurückgehalten zu haben. Ich ging weiterhin davon aus, daß die Häscher ihre Suche nicht abgebrochen hatten. Motorenlärm oder megaphonverstärkte Stimmen hallten nicht durch die Nacht.

Sie schwieg; sie würde auch als Zeuge nichts aussagen können, was an Furchtbarem geschah.

Lorri und ich vernahmen ein Geräusch. Es war ein schrilles Pfeifen, sehr hoch, Schauer erzeugend, einem Warnsignal gleichkommend oder einem Startschuß. Lorri öffnete ihre Augen so weit wie möglich, bevor sie flüsterte: »Das ist Janos.«

Davon ging auch ich aus. Ich nahm mein Kreuz und hängte es mir offen vor die Brust.

Zum erstenmal bekam es die alte Zigeunerin zu Gesicht. Sie starrte es an, ohne einen Kommentar zu geben, nur ihre Lippen bewegten sich innerhalb der Runzeln und Falten, doch einen Kommentar gab sie nicht ab. Sie schaute auch zu, wie ich meine Beretta überprüfte und den Dolch ebenfalls. Waffen, mit denen ich gegen den Rattenmann angehen konnte.

Das Pfeifen war verstummt. Trotzdem hörten wir etwas von draußen. Sollte man von einem Schaben sprechen, von einem Kratzen außen am

Holz der Hütte?

Für mich jedenfalls stand fest, daß sich die Ratten in Bewegung gesetzt hatten.

Und sie kamen.

Um diese Tür zu öffnen, bedurfte es einer gewissen Kraftanstrengung. Eine einzelne Ratte hätte dies bestimmt nicht geschafft. In der Masse aber waren sie stark.

Gemeinsam mußten sie hochgesprungen sein, um sich von außen gegen die Tür zu wuchten.

Sie schafften es.

Der Eingang hielt dem Druck nicht stand. Die Aufprallwucht der Körper schleuderte die Tür so hart nach innen, als sollte sie dabei aus den Angeln gerissen werden.

Sie blieb schief hängen, aber die Ratten hatten freie Bahn bekommen und strömten als graue, sich zuckend bewegende Masse in das kleine Haus, um es zu besetzen…

***

Ich hatte mich so hingestellt, daß ich die Tür als auch Lorri im Auge behalten konnte. Beide schauten wir aus unbewegten Gesichtern der Invasion zu, ohne uns nur um einen Deut zu bewegen. Wir konnten die Rattenplage nicht stoppen, das Schicksal hatte es vorgeschrieben, und ich machte nicht den Fehler, mich zu bewegen.

Das gesamte Haus schien zu schwanken, zu zittern. Die Ratten waren überall. Innerhalb von Sekunden hielten sie die Hütte besetzt.

Ich sah sie vor dem Kamin; sie drückten sich in die Ecken und Winkel. Sie hockten auf den Fellen, auf dem Tisch, dem Hocker, und sie sprangen auch in die Regale, wo Töpfe, Schalen und Tiegel standen, die durch ihre Körper umgestoßen wurden und zu Boden fielen.

Dabei landeten sie auf den Rattenkörpern, ohne zu zerbrechen.

Der Inhalt aber verteilte sich auf den Rücken der Nager.

Ich hatte meine provisorische Falle längst wieder abgegeben und in die Flammen geworfen. Mich interessierten allein die Ratten. Als sie ihre Positionen eingenommen hatten, blieben sie auch dort, ohne zu zucken oder sich anderweitig zu rühren. Lauernd warteten sie ab. Das aus dem offenen Kamin fallende Licht malte Muster und Zeichen über ihre grauen Körper und verzerrte sie zu kleinen Ungeheuern.

Lorri war von ihnen ebenso umkreist wie ich. Sie preßten sich gegen unsere Beine. Ihre kleinen Knopfaugen zeigten ein tückisches Funkeln, ansonsten taten sie nichts.

Ich hatte bisher geschwiegen, wollte aber von der Zigeunerin wissen, wie es weiterlief. »Was ist mit deinem Sohn?« fragte ich leise.

»Wann kommt er her?«

»Er ist schon da, John Sinclair. Du siehst ihn nur nicht.«
»Im Haus?«
Er befand sich nicht in der Hütte, das hörten wir Sekunden später, als von draußen her zwei kurz hintereinander ausgestoßene Pfiffe unsere Ohren erreichten.
Ein Zeichen für die Ratten. Besonders für diejenigen Nager dicht neben mir.
Sie sprangen plötzlich in die Höhe. Nicht weg von mir, sondern auf mich zu.
Der unerwartete Anprall riß mich fast um. Ich hielt mühsam das Gleichgewicht, war deshalb abgelenkt worden, und schon hatten ein halbes Dutzend Ratten die Chance genutzt und hielten meinen Körper besetzt, wobei es sie nicht störte, daß ich das Kreuz offen vor der Brust trug, denn sie waren keine magischen Geschöpfe, sondern normale Tiere.
Auf den Schultern krallten sie sich fest, auf meinem Kopf auch, an den Beinen, der Hüfte.
Ich schluckte meinen Ekel und meine Angst so gut hinab wie eben möglich, hütete mich, auch nur mit der Wimper zu zucken, da ich die Nager nicht reizen wollte.
Die Ratten an meinen Füßen hatten ihre Haltung verändert und sich halb aufgerichtet. Sie waren sprungbereit und würden mich anspringen, wenn ich versuchte, die anderen Ratten von meinem Körper zu schleudern.
Lorri hatte es besser. Sie war nur von den grauen Pelztieren umringt. Keine hatte sich an ihrer Kleidung festgeklammert.
Die Zeit kam mir lang vor, die Stille drückte, denn kein Tier gab einen Laut von sich.
Er kam.
Wir hörten ihn, wie er sich draußen vor dem Haus bewegte. Seine Schritte mußte er bewußt hart aufgesetzt haben, damit der Klang auch in die Hütte dringen konnte.
Die Tür stand offen, ich schaute in die Finsternis und sah eine Gestalt. Mindestens so groß wie ich.
Ein Mensch?
Den Eindruck konnte man beim ersten flüchtigen Hinschauen bekommen. Dabei blieb es nicht, denn die Gestalt trat näher, überschritt die Schwelle, das Licht erreichte sie, und ich sah zum erstenmal, wer Janos tatsächlich war.
Der Rattenmensch!

***

Selbst ich, der viele schreckliche Anblicke gewohnt war, bekam einen nicht gelinden Schauer, als ich die Mischung aus Mann und Ratte

ansah. Der untere Teil seines Körpers war menschlich, der obere besaß den Schädel einer Riesenratte.

Er hatte sich geduckt, den häßlichen Rattenschädel nach vorn gedrückt, die lange und auch breite Schnauze leicht geöffnet. Vor ihr dampfte Atem, und die kleinen Augen funkelten voller Heimtücke.

Konnte er sprechen?

Ich wußte es nicht und traute mich auch nicht, diese Kreatur zuerst anzureden. Ich wollte nichts machen, um die Ratten zu reizen, die auf meinem Körper hockten.

Lorri übernahm für mich die Ansprache. »Du bist also gekommen, Janos. Du bist hier.«

»Ich sagte es dir.«

»Weshalb bist du hier?«

Die Mutation ging noch einen Schritt vor. Dann drehte sie den Kopf und starrte mich an. »Er ist es, ich bin seinetwegen gekommen. Ich werde ihn zerreißen.«

Diesmal gab ich eine Antwort. »Das hättest du früher haben können. Wir lagen in der Zelle und…«

»Ich wollte es nicht. Ich wollte dich raushaben, dich in Sicherheit wiegen, um dich zerfetzen zu können. Man kann vieles mit mir anstellen, aber man darf mich nicht für dumm verkaufen wollen. Ich habe sehr genau gemerkt, wer in meine Zelle gekommen ist. Man schickte mir jemand, der mich unter Kontrolle halten und mich töten sollte. Vielleicht hättest du es längst tun sollen. Jetzt ist es zu spät. Das ist meine Stunde. Ich bin an der Reihe. Meine Ratten werden mich beschützen. Sie schauen zu, wie ich dich zerreiße!« Er schüttelte seinen widerlichen Schädel. »Niemand kann mich stellen und stoppen. Sie haben es immer wieder versucht, aber ich bin ihnen stets entkommen. Niemals ist jemand auf den Gedanken gekommen, daß der Killer aus dem Zuchthaus stammt.«

»Bis auf eine Person«, sagte Lorri.

Der Rattenschädel zuckte. Torday starrte seine Mutter an. Ob er inzwischen wußte, daß sie seine Mutter war. »Du?« fragte er.

»Ja, ich.« Sie nickte. »Ich wußte, daß nur du der Mörder sein kannst. Es deutete alles darauf hin.«

»Woher?« knurrte er.

»Weil ich deine Mutter bin!«

Der Rattenkopf flog zurück. Es sah tatsächlich so aus, als würde er von den Schultern kippen, so heftig hatte der Mutant seinen Schädel bewegt. »Neiiinnn!« kreischte er. »Du lügst, du…«

»Ich bin deine Mutter! Ich konnte deine Taten nicht länger mit ansehen und handelte so, wie ich es einfach tun mußte. Ich gab den Behörden einige Tips, und sie schickten diesen Mann her, um den Mordterror zu stoppen.«

Diese Tatsache mußte Janos Torday erst einmal verdauen. Er war durcheinander. Ich hätte mich gern bewegt. Die Chance, ihn anzugreifen kam, doch auf meinem Körper und dem Kopf verteilten sich die verfluchten Nager.

Wie würde er handeln?

»Verraten!« quetschte er hervor. »Du hast mich, deinen Sohn, verraten, Mutter.«

»Das mußte ich.«

»Nie brauchtest du das…«

»Du bist ein Mörder! Du tötest Menschen. Dir muß das Handwerk gelegt werden.«

»Dir nicht auch?«

»Was heißt das?«

»Wenn du meine Mutter bist, trägst du daran die Schuld, daß ich so geworden bin. Wieso konnte ich als Mutation geboren werden? Weshalb bin ich so…?« Er quälte sich, er schrie und sah so aus, als wollte er in die Knie sinken.

Unruhe erfaßte die meisten der Ratten. Auch die auf meinem Kopf bewegte ihre Pfoten, schabte durch die Haare und kratzte auch leicht über die Kopfhaut.

»Es war der Rattenzauber, den ich durchführte, als ich in den Wehen lag. Es war eine schlimme Zeit. Dein Vater hatte mich verlassen. Niemand half mir, ich habe dich allein zur Welt gebracht. Ich wollte Unterstützung haben, die ich von den Menschen nicht bekommen konnte. Deshalb mußte ich den Rattenzauber anwenden. Er gab mir Kraft und Sicherheit, aber er hat auch etwas Fürchterliches in Bewegung gesetzt und grausames Leben erschaffen, das es nicht geben soll. Ja, Janos, diesen Namen gab ich dir, so hieß auch dein Vater, ich fühlte mich schuldig. Ich fühle mich mitschuldig an all den grausamen Taten, die durch deine Hand begangen wurden. Deshalb mußte ich etwas tun, weil mich mein Gewissen plagte. Ich habe ein Gewissen, im Gegensatz zu dir.«

Der Rattenmensch konnte es noch immer nicht fassen. Er stieß unartikulierte Laute aus, bückte sich dabei, als wollte er zwischen den Rattenkörpern auf die Knie fallen.

»Ich habe mir vorgenommen, diesen Mann, der mein Feind ist, zu töten. Aber ich habe meine Pläne geändert. Ich werde auch auf dich keine Rücksicht nehmen. Ich darf es nicht. Du trägst daran die Schuld. Ich mochte dich leiden. Ich wußte, daß es zwischen uns etwas gab, das ich als Band sah, aber ich wußte nicht, daß du meine Mutter bist und mich geboren hast. Du kannst zuschauen, wie ich ihn töte. Danach kommst du an die Reihe!«

Er drehte sich zu mir um.

Noch in der Bewegung handelte ich. Dabei mußte ich unheimlich

schnell sein. Beide Arme schnellten hoch, ich bekam die Ratte auf meinem Kopf zu packen, riß sie weg, zusammen mit Haarbüscheln, hörte sie quietschen und schleudere sie dann auf Torday zu.

Er brüllte auf.

Die anderen Ratten bewegten sich ebenfalls. Sie wollten an meinem Körper hochklettern. Die ersten Bisse erwischten mich, da hatte ich bereits den Dolch gezogen und zweimal zugestochen.

Rattenblut spritzte auf. Zwei Tiere fielen zwischen die anderen, die dichtgedrängt standen und sich kaum bewegen konnten.

Für einen Moment hatte ich freie Bahn.

Der Rattenmensch wollte sich vorwerfen, ich schwang die Beretta in seine Richtung – da peitschten die Schüsse.

Nicht ich hatte geschossen. Die Kugeln waren von draußen her in die Hütte geflogen…

***

Der Rattenmensch zuckte gleich mehrere Male zusammen. Die Scharfschützen hatten ihn am Körper und auch am Kopf erwischt.

Noch stand er, sah fürchterlich aus, drehte sich um die eigene Achse und torkelte, sich dabei auf den Körpern der Ratten aufstützend, ins Freie.

Ich hörte die Befehle der Offiziere. Das alles kümmerte mich nicht, denn die kleine Armee von Ratten suchte ihr Heil in der Flucht. So heftig, wie sie gekommen waren, jagten sie aus dem Haus und verteilten sich blitzschnell in der Dunkelheit.

Wieder peitschten Schüsse auf. Die Bewaffneten hielten voll in die Körper hinein.

Ich traute mich nicht, das Haus zu verlassen. Zu leicht hätte mich eine Kugel erwischen können.

Noch sah ich den Rattenmann. Er hielt seine Hände gegen den teilweise durch die Geschosse zerstörten Kopf gepreßt. Wieder fielen Schüsse. In ihrem Hagel brach er vor der Hütte zusammen, und die letzten Ratten huschten über seinen Körper hinweg.

Ich schaute Lorri an.

Die alte Zigeunerin rührte sich nicht. Sie stand steif wie ein alter Baumstamm, nur aus ihren Augen rannen Tränen. Es war ein Augenblick der Stille und der gleichzeitigen Trauer, doch diese Sekunden wurden durch die harten Tritte der Stiefel zerrissen, als die Wächter in den Raum stürmten.

Sie wollten sich auf mich stürzen. Ich schaute in die todbringenden Mündungen der Gewehre und Maschinenpistolen, bis eine energische Stimme einen Stopp verlangte.

Der Direktor des Zuchthauses schob sich vor. Er sah noch immer geschniegelt aus und wirkte auch jetzt wie eine Operettenfigur. Er

kam auf mich zu, streckte mir die Hand entgegen, umarmte mich vor den Augen zahlreicher Zeugen und gratulierte mir zu dem großen Erfolg, den ich errungen hatte.

»Nein, das waren Ihre Männer.«

»Sie haben uns die Spur gezeigt. Es hätte keiner von uns geglaubt.«

Ich hob die Schultern. »Jedenfalls ist die Sache vorbei. Aber es gibt da noch die alte Frau. Man sollte sich um sie kümmern.«

Lorri wußte, daß wir von ihr gesprochen hatten. »Nein, um mich hat sich niemand gekümmert, um mich braucht sich auch niemand zu kümmern. Ich komme allein zurecht. Ich werde vielleicht morgen, übermorgen oder in drei Jahren sterben und möchte dich nur um eines bitten. Laß mich allein mit meinen Erinnerungen. Ich habe euch geholfen, und es hat mir fast das Herz gebrochen. Geht jetzt. Alle…«

Wir taten ihr den Gefallen. Der Direktor hob die Schultern. »Wir werden sie hier leben lassen.«

»Das ist auch gut so.« Ich zuckte zurück, weil plötzlich ganz in meiner Nähe Flammen in die Höhe schossen. »Was soll das?«

»Sie verbrennen die Reste«, bekam ich zur Antwort. »Nichts mehr soll an den Rattenmann erinnern.«

»Nur die Opfer – wie?«

»Da haben Sie leider recht.«

Ich ließ ihn stehen und schritt zu einem Baumstumpf, auf dem ich meinen Platz fand. Von dieser Stelle aus konnte ich auch das beleuchtete Zuchthaus und dessen Umgebung sehen. Diesen Fall wollte ich so rasch wie möglich vergessen. Am liebsten hätte ich mir die Kleidung vom Körper gerissen und sie fortgeschleudert. Dazu konnte ich mich nicht überwinden. Ich dachte an London, wo die Straßen weihnachtlich geschmückt waren. Irgendwie freute ich mich darauf.

Vielleicht würde ich mir einen Tag freinehmen, um Geschenke zu kaufen, wie fast in jedem Jahr.

Der Zuchthausdirektor bat mich, mit ihm zu fahren.

»Ja, ist gut.« Ich stand auf und drehte mich zur Hütte um. Hinter einer schmutzigen Fensterscheibe sah ich das Gesicht der alten Zigeunerin.

Ich winkte Lorri zu.

Sie winkte zurück.

Es war komisch, aber diese Handbewegung der alten Dame war für mich so etwas wie ein Strahl der Hoffnung in einer verflucht düsteren Zeit…

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Nr. 559 »Kapitän Sensenmann«